P. O. germ.
862 ex

[Lindau]

Wilh. Adolph Lindau

× Gödeke III, 1 S. 135

Das Vermächtniß eines Einsamen

vom

Verfasser der Heliodora.

Wilh. Ad. Lindau ×

Leipzig 1805,

bei Wilhelm Rein u. Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Deine enge Hütte, guter Eugen, ist jetzt verödet, in Deiner schattigen Laube sind die Zweige wild durch einander gewachsen, seit Deine sorgsame Hand sie nicht mehr pflegen konnte. Ernste Stille herrscht in Deiner Einsamkeit, wo ich, zum ersten Male seit dem letzten Abschiede, gerührt Dein Andenken erneure. Hier fandest Du Ruhe nach den Stürmen eines bewegten Lebens, Ahnung der Ruhe, die Du jetzt ohne Wechsel genießest.

Hohe Felsen, mit immer grünem Gesträuche üppig behangen, umschließen die kleine Welt, wo Du glücklich wurdest,

Seit Du auf jenem steilen Pfade dort zum ersten Male in diesen Busen des wilden Gebirges herab gestiegen warst, sahst Du oft mit stillem Ernste auf die finstern Wände, hinter welchen Deine Vergangenheit versunken war. Nie betratest Du wieder jenen Pfad, den einzigen, der in dieses Thal leitet und das dunkle Gebüsch, durch welches Du Dir einen Weg gebahnt hattest, verwuchs dichter mit jedem Jahre. Nie strebte Deine Sehnsucht über diese Felsen hinaus. War doch ein großer Abschnitt des blauen Himmels über Dir ausgespannt, eine weite Sternendecke in heiteren Nächten, und dort auf der Morgenseite, wo am Rande eines furchtbaren Abgrundes die felsige Einfassung Deines Thales sich öffnet, lag vor Deinen Blicken die fröhliche Ebene ausgebreitet, ein Bild der stillen Welt, an welcher Dein inneres Auge hieng.

Hier steht Deine Laube, hier erhebt sich Dein Grabhügel, den der erste Strahl der aufgehenden Sonne beglänzt, und in dem leisen Morgenwinde, der die grüne Decke

des Grabes bewegt, spricht zu mir Verkündigung eines bessern Wiedersehens. Hier war es, wo ich vor drei Jahren Dich fand, als ich, in dem Gebirge mich verirrend, Deine gastfreie Hütte plötzlich erblickt hatte; hier war es, wo Du, zum ersten Male nach vielen Jahren, Dein Herz vor einem mitfühlenden Herzen aufschlossest. Nein, Eugen, nein, ich werde jenen Augenblick, ich werde die Tage nie vergessen, die ich bey Dir verlebte, die mir das erste Beispiel zeigten, daß Kraft und Muth stärker sind, als das Schicksal, das uns niederdrücken will.

Du hast das Versprechen erfüllt, Eugen, das ich in jener unvergeßlichen Stunde erhielt, wo Du mir die allgemeinsten Züge aus dem finstern Gemählde Deines Lebens entwarfst, Du hast mir ein vollständigeres Bild zurück gelassen. Ich danke Dir für dieses Geschenk, edler Verklärter! Es hat mir noch einmal bewähret, daß wir, wenn auch neue Bekannte, uns wechselseitig, wie keine, verstanden, daß

wir Hand in Hand den Weg des Lebens hätten machen sollen. Du bist mir vorangegangen, Eugen. Ich muß zurück bleiben; aber begleiten soll mich Dein Andenken im Leben, erheben und stärken soll mich die Erinnerung an Deine Worte.

Mit einer süßen Wehmuth rufe ich mir meine früheste Erinnerung zurück. Ich stand, ein fünfjähriger Knabe, an dem Sarge meines Vaters. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Mit starren Blicken sah ich auf des edlen Mannes Gesicht, aus dessen Zügen auch der Tod den freundlichen Ernst noch nicht verwischt hatte. Ich wußte noch nicht, was ich in ihm verlor; aber ein banges Gefühl drückte mein Herz bei der feierlichen Stille in dem einsamen, schwarz behangenen Saale, den nur auf der Stelle, wo die Leiche stand, ein Kranz von Lichtern er-

leuchtete, während in dem fernen Hintergrunde Dämmerung lag. Ich zitterte, ich drückte mich ängstlich an den Sarg, und laut weinend ließ ich meine Thränen fallen. Da fühlte ich mich von einem weichen Arme zärtlich umfaßt, und als ich aufblickte, sah ich ein schönes, freundliches Gesicht, das sich schmeichelnd zu mir neigte. Weine nicht, mein Kind! sprach das liebe Wesen, und schloß mich in die Arme. Es war meiner Mutter einzige Schwester, die ich jetzt zum ersten Male sah; aber von diesem Augenblicke an faßte ich Vertrauen und Liebe gegen sie. Ich drückte mich fest an ihre Brust, ich lächelte ihr entgegen, während sie mich liebkosend streichelte, und verließ an ihrer Hand mit leichterem Herzen den Saal, als ob ich geahndet hätte, wie viel sie mir werden, wie viel ich ihr verdanken sollte.

Meine Tante führte mich sogleich aus dem verödeten väterlichen Hauße, um mich auf das Landgut zu bringen, das sie bewohnte. Hier, unter ihrer sorgfältigen

Pflege, verlebte ich meine glückliche Jugend. So sehr sie, ohne Aufopferungen zu scheuen, für meinen Unterricht sorgen ließ, ihrer unmittelbaren Leitung verdanke ich doch meine bessere Bildung, ihr allein alles, was gutes in mir lebt, und bleiben wird.

Meine Tante war ein edles Weib, ein sanftes, argloses Gemüth bei einem sehr gebildeten Geiste. Sie hatte einen geliebten Bräutigam verloren, an dem Tage fast, der sie mit ihm verbinden sollte. Dieß war das einzige Leiden, das sie je erfahren hatte; aber diese Erinnerung erlosch nicht, und ihr schien die stille Wehmuth, die mit dem Wesen meiner Tante verbunden war, ihr die ernste Traurigkeit anzugehören, welcher sie sich in manchen Augenblicken überließ. Die glücklichen Tage ihrer Liebe waren der einzige Kreis, worinn sich ihre Seele lebendig bewegt hatte. Fast immer hatte sie auf dem Lande, sehr wenig in der Welt gelebt, und kannte diese nur von Hörensagen, nur aus der unsi-

cheren Quelle der Bücher, womit sie ihre Einsamkeit erheiterte. Das Bild der Welt, das sie sich auf diese Art entworfen hatte, war im höchsten Grade idealisirt. In welchem untreuen Lichte mußten ihr die Menschen erscheinen, die sie bloß nach sich selbst beurtheilte. Freilich sagte sie mir wohl, daß man in der Welt vorsichtig seyn müsse, und leider nicht jedem vertrauen dürfe; aber selbst, als ich die Jahre erreicht hatte, wo Bemerkungen dieser Art in ihre Unterhaltung einflossen, faßte ich das nicht, oder achtete es wenig, weil die Tante so gut und sanft war. Ich kannte, außer ihr, fast keine andern Menschen: wie hätte ich auf die Idee von Falschheit und Arglist kommen können, die mir niemals begegneten. Ich war, als ich die edle Pflegerinn meiner Jugend verlor, ein Kind an Unerfahrenheit, ein Kind an offenem arglosen Sinne.

Jeder, der mit ihr in Verbindung stand, liebte meine Tante. Sie war die allgemeine, sorgsame Mutter aller Bewohner ihres

Dorfes, wo nie das Unglück hoffnungslos weinte. An jedem Sonnabend besuchte sie die Familien, welche ihre besondere Unterstützung genossen. Ich mußte sie auf diesen wohlthätigen Spatziergängen gewöhnlich begleiten; und war es hier, wo ich zuerst die Leiden der Menschheit kennen lernte, wie sehr mußten die traurigen Bilder dadurch gemildert werden, daß ich jene Leiden nie ohne die geliebte Retterinn, daß ich fast immer nur das getröstete Unglück, mehr Thränen des Dankes, als des Kummers sah.

So mild und freundlich, wie gegen Fremde, war meine Tante auch gegen ihre Hausgenossen. Ich sah fast lauter bekannte Gesichter um mich her; denn selten verließ jemand das Hauß, wo er, außer der Belohnung für treue Dienste, immer eine Theilnahme fand, die auf jedes nicht ganz verwahrlosete Gemüth, Eindruck macht. Schon die einfache Lebensweise meiner Tante gab seltner, als es in größern Kreisen geschieht, Veranlassungen zur Störung der häuslichen Ruhe. Meine Tante war

fromm, ja schwärmerisch fromm. Mit Tagesanbruche mußten alle Hausgenossen sich in dem Betsaale einfinden. Sie gab ein Beispiel von stiller Erhebung zum Himmel, und gewiß war keiner, der nicht von ganzem Herzen für sie betete. Nach diesen Andachtsübungen ging jeder zu seinem Geschäfte. Während der Zeit, wo ich Unterricht erhielt, besorgte meine Tante häusliche Angelegenheiten. Von den übrigen Stunden des Tages brachte ich den größten Theil bei ihr zu. Bald erzählte sie mir schöne Züge aus der Geschichte edler Menschen, bald lehrte sie mich auf unsern Spatziergängen die Natur, besonders die Pflanzenwelt, kennen. Kräuterkunde trieb sie mit inniger, ich möchte sagen, andächtiger Theilnahme. Sie konnte in Begeisterung gerathen, wenn sie mir den zarten Bau einer Blume zergliederte; sie verrieth eine weiche Rührung, wenn sie das Pflanzenleben mit dem Leben des Menschen verglich, und selbst ihr Ton, ihre Blicke wurden zärtlich, so oft sie von der Neigung der Pflanzen gegen einander sprach. Ich

theilte in solchen Augenblicken die Empfindungen, die sie nicht zurück zu halten suchte, und besonders war es die Pflanzenliebe, was meine Phantasie auf das angenehmste beschäftigte, und wovon ich mir das lieblichste Gemählde entwarf, wenn auch meine Tante immer nur in Bildern redete, die mir nicht die deutlichste Einsicht geben konnten. War das Wetter nicht günstig, oder hatte der Winter seine starre Decke über ihre Lieblinge ausgebreitet, so hielt mich meine Tante in ihrem Zimmer zurück, und bald las sie mir vor, bald mußte ich, als ich älter war, für diese Unterhaltung sorgen. Eine Stunde vor Schlafengehen ward der Tag mit gemeinschaftlichen Andachtsübungen beschlossen, und so lange ich Knabe war, blieb meine Tante immer vor meinem Bette sitzen, bis ich unter ihren Gebeten und frommen Gesängen entschlummert war. So glich ein Tag meines Jugendlebens dem andern.

Noch eine Erinnerung aus diesen glücklichen Zeiten will ich berühren, weil sie

nie den lebhaftesten Eindruck zurück ruft, den ich bis dahin erhalten hatte. Am Fuße des Hügels, wo das Gut meiner Tante lag, wohnte ein braver, wohlhabender Mann, der eine Tochter von meinem Alter besaß. Sie war ein sehr gutes und sanftes, aber schwächliches Kind, und hatte eine gewisse kränkliche Lebhaftigkeit, die mir innige Theilnahme für sie einflößte. Meine Tante war ihr nicht weniger gut, und erlaubte mir gern, die kleine Rosalie zu meiner Gespielinn zu wählen. Ich war zwölf Jahre alt, als ich sie eines Tages in dem Gehölze fand, daß den breiten Rükken des Hügels bedeckte. Sie war allein, und ging gedankenvoll unter den Bäumen. Lebhaft sprang sie mir entgegen, sobald sie mich erblickte. „Eugen, Eugen! rief sie, ich habe dir etwas wichtiges zu sagen. Erinnerst du dich, fuhr sie schnell fort, wir haben oft darüber gesprochen, was wohl aus uns werden möge, wenn wir gestorben sind! Ich weiß es, ich weiß es.“

Mit Erstaunen sah ich sie an, und ließ mich von ihr zu einem umgeworfenen

Baumstamme führen, wo wir uns niedersetzten. Rosalie war einen Augenblick zugegen gewesen, als sich ihr Vater mit einem Freunde über die Meinung von der Seelenwanderung unterhalten hatte. Ein Paar Gedanken, ein Paar Worte, die ihr aufgefallen waren, mehr brauchte das lebhafte Kind nicht, um Stoff für die Phantasie zu haben, die ihn begierig ergriffen und seltsam ausgebildet hatte. Ich hörte sehr aufmerksam alles an, was sie mir erzählte, ich gieng in den angenehmen Gedanken ein, und bald war ein abenteuerliches Ganzes zusammen gesetzt. Mitten in dieser Unterhaltung störte uns der Gesang einer Nachtigall. Wir horchten auf die lieblichen Töne. Plötzlich fuhr Rosalie aus ihrer süßen Vergessenheit auf, und ergriff lebhaft meine Hand. „Wenn ich eher sterbe, als du, sprach sie, so werde ich eine Nachtigall. Ich will dann oft um dich seyn, und dir so sanft vorsingen, wie diese da. Du wirst dann an mich denken.“

Dieser Gedanke hatte so viel Rührendes für mich, daß ich meine Bewegung nicht

unterdrücken konnte, als ich Thränen in Rosaliens dunkelem Auge sah. Und wenn ich sterbe, hob ich an, so werde ich auch eine Nachtigall. Wir fliegen dann zusammen von Zweig zu Zweige, und wie wir jetzt mit einander reden, so singen wir uns dann zu, was wir uns sagen wollen. — „Gewiß, gewiß thun wir das," sprach Rosalie mit zuversichtlichem Tone. Glaubst du nicht, daß sich die Vögel verstehen? Du hast es ja gehört, als die Nachtigall dort so klagend anfieng, wie eine andere in der Nähe ihr antwortete, als ob sie gesagt hätte: „Sey nicht traurig, ich bin wieder da, ich komme zu dir."

Der Gedanke, uns auf diese Art immer nahe zu seyn, uns zu verstehen, war uns so wahrscheinlich, so schmeichelnd, daß wir uns gar nicht von ihm trennen konnten. Gewohnt meiner Tante alles zu sagen, was ich dachte und empfand, theilte ich ihr bald meine neue Lieblingsvorstellung mit. Sie schüttelte bedenklich den Kopf; aber sie gestand mir doch, daß man

es nicht wagen könne, über diesen Gegenstand entscheidend abzusprechen. Diese Aeußerung befestigte mich noch mehr in der Meinung, die so viel Reitzendes für mich hatte.

Etwa ein Jahr nach jener Unterredung mit Rosalien, auf welche wir oft zurück gekommen waren, gieng ich eines Tages mit meiner Tante, und meiner kleinen Freundinn durch das Gehölz. Es war ein schöner Frühlingstag. Rosalie genoß, nach einer langen Krankheit, zum ersten Male die frische Luft. Plötzlich blieb sie stehen. Sie drückte meiner Tante und mir fest die Hände; ihre Augen starrten uns an, ihre Lippen zuckten krampfhaft und mit einem lauten Schrei sank sie zu unsern Füßen. Erschrocken, erschüttert stürzte ich neben sie nieder, und neigte mich zitternd zu ihrem blassem Gesichte herab. Meine Tante und ich hielten das Kind in unsern Armen; aber alles Leben war entflohen, die lieben Augen blieben für immer geschlossen. Mein Schmerz war zu heftig, ich hatte

noch keine Worte, noch keine Thränen. In diesem Augenblick sang eine Nachtigall in sanften, schmelzenden Tönen auf einem schlanken Zweige des Baumes, an dessen Fuße Rosaliens Leiche lag. Kein Ausdruck vermag es zu schildern, wie lebhaft mich dieses zufällige Ereigniß bewegte. Alles, was Rosalie mir gesagt hatte, trat wieder vor meine Seele, und ich zweifelte im geringsten nicht, daß ihr Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Als die Nachtigall ihr tröstendes Lied geendigt hatte, rief ich, mit nassem Auge emporsehend: O Du bist es, du bist es, Rosalie!

Auch meine Tante überraschte der sonderbare Zufall. Es war ganz in ihrem Charakter, daß so etwas einen tiefen Eindruck auf sie machte. Sie war in Nachdenken verloren, als wir beide still den Männern folgten, welche die Leiche in die Wohnung des trostlosen Vaters trugen. Der Weg zu Rosaliens Grabe ward von nun an mein liebster Gang, und ich brachte

ganze Stunden in dem Walde unter dem Baume zu, wo ihr sterbendes Auge mich zum letzten Male begrüßt hatte. Oft wenn ich hier an sie dachte, hörte ich den Gesang der Nachtigall auf dem schlanken Zweige; mit jedem neuen Frühlinge schien sie sanftere, zärtlichere, Töne in ihrer Kehle zu bilden. Alles bestärkte mich in der Schwärmerei, die mich so glücklich machte. Ich nahm jedesmal Futter für die Nachtigall mit, und sie war so an meine Gegenwart gewöhnt, daß sie immer zu mir herab flog, um es aufzulesen. Süße, theure Erinnerung! Nie werde ich Dich vergessen, liebe Rosalie, wenn auch seitdem der fortgebildete Geist die Träume der Kindheit in Nebel aufgelöset hat. In der ganzen Gegend war keine Stelle, von welcher ich nach dem Tode meiner Tante mit tieferer Rührung Abschied nahm, als jener moosige Sitz unter dem Baume, in dessen grünen Zweigen meine Einbildungskraft den Geist der lieben Gespielinn suchte.

Ich komme jetzt zudem wichtigen Augenblicke, der mir die Welt öffnete, wo ich so schmerzliche Erfahrungen machen sollte. O ich fühle es tief, wenn ich einen Blick auf die Verhältnisse werfe, worin ich bis dahin gelebt hatte, mein Schicksal konnte kaum anders seyn. Bei der Stimmung, die ich aus der Kindheit mitbrachte, mußte ich überall Anstoß finden, bei diesem offenen, vertrauenden Herzen mußte ich getäuscht, bei meinem reitzbaren, lebhaften Gefühle durch mein Leiden zur Verzweiflung geführt werden.

Meine gute Tante kränkelte fast ein ganzes Jahr. Mein Glück war ihr letzter Gedanke. Sie hatte, weil sie ihr Ende voraus sah, von ihrem Bruder sich das Versprechen geben lassen, nach ihrem Tode weiter für mich zu sorgen. Mein Oheim war fest entschlossen, es zu halten, und nahm mich mit sich in die Stadt, als ich den letzten weinenden Blick auf das Grab meiner edlen Erzieherinn geworfen hatte. Selten giebt es unähnlichere Geschwister.

So sanft, so gefühlvoll meine Tante war, so strenge fand ich meinen Oheim. Er besaß weit mehr Kraft, weit mehr Erfahrung, als sie; aber er war früh in Verhältnisse gekommen, die sein Gefühl getödtet und ihm Verachtung gegen die Menschen eingeflößt hatten. Sein überlegener Geist, dem nicht die milde Schonung eines weichen Herzens zur Seite stand, machte ihn hart und gebieterisch gegen andere, desto härter, je abhängiger sie waren. Bald war es ein streng entscheidender Ausspruch, eine stolze Berufung auf eine lange Erfahrung, bald lächelnder Spott, womit er gegen Andersdenkende, gegen Andersfühlende, stritt.

Wie einsam war mir in dem neuen lebendigeren Kreise, worein ich versetzt ward! Wie oft dachte ich traurig an meine Tante zurück! Hier gab es kein Herz, dem ich theilnehmend mich zu nähern hätte wagen dürfen. Gleich am Tage meiner Ankunft sollte ich es schon fühlen, wie viel ich verloren hatte. Ich trat gerührt zu meinem

Oheime, zu seiner Frau, und indem ich ihre Hände an meinen Mund drückte, versuchte ich es, den Dank meines vollen Herzens gegen sie auszusprechen. Die Tante neigte sich mit vornehmem Wesen, und sagte gleichgültig, sie hoffe, ich werde mich so benehmen, daß ich bald, bei meinem Eintritte in die Welt, der Familie Ehre machen könne. — „Nun ja! sprach mein Oheim, das wird sich finden. Nur mehr Selbstgefühl, dann wird der ländliche Anstrich sich bald verwischen. Meine Schwester hat vergessen, daß ihr Neffe nicht bestimmt seyn kann, wie sie zu leben. Sie war ein ganz gutes Wesen, aber am allerwenigsten schickte sie sich dazu, einen Mann für die Welt zu bilden. Man wird nachhelfen müssen.“

Dieser Tadel meiner Tante that mir weh. Ich schlug meine Augen nieder und erröthete, ohne zu wissen, warum. Von diesem Augenblicke an fühlte ich eine Scheu gegen meinen Oheim; und wenn ich auch noch einige Male wagte, zu reden, wie ich

es bisher gewohnt war, mein lebhaftes Gefühl bei diesen oder jenen Veranlassungen laut werden zu lassen: so ward ich immer nur mehr in mich selbst zurück getrieben. Mein Oheim zuckte dann lächelnd die Achseln. „Das sind Träume, sprach er, das ist ein Erbstück von unserer Schwärmerinn, meiner Schwester.“

Ich weiß nicht, ob die Ahndung, daß in weiblichen Herzen zärtere Theilnahme wohne, ob dieses instinktartige Gefühl mich zu meiner Tante zog. Aber stieß meines Oheims Strenge mich zurück, so war es ihr kaltes, bedeutungsloses Wesen, was mich in ihrer Gegenwart bald ängstlich und verlegen machte. Sie hatte keine Kraft, keine Selbstständigkeit; sie war blos eine Maschine zum Repräsentiren, abhängig von dem gebieterischen Winke ihres Mannes, dessen Ueberlegenheit sie mit einer Art von sklavischer Ehrfurcht zu empfinden schien.

Ich war sechzehn Jahre alt, als ich zu meinem Oheim kam. Sein Haus war eines der glänzendsten in der Stadt, der Sitz der Freude und der Zerstreuung. So sehr es meiner Neigung widerstrebte, mich in diesem Wirbel herum zu drehen, so wenig ich mich zu benehmen wußte, ich durfte es doch nicht wagen, mich zurück zu ziehen, wenn Gesellschaft versammelt war, oder mich von der Theilnahme an einem Vergnügen auszuschließen. Die Stunden, die ich in den öffentlichen Lehranstalten zubrachte, gaben mir den einzigen Ersatz für diesen Zwang, für das traurige Leben, das ich zu Hause führte. Hier fand ich so reiche Nahrung für meinen Geist, so häufige Veranlassung, Lücken in vielen Kentnissen auszufüllen, welche mir, ungeachtet der Sorgfalt meiner unvergeßlichen Tante, doch nur unvollkommen hatten mitgetheilt werden können.

So war mir ein Jahr vorüber gegangen, als ein junger Mann, aus einer angesehenen Familie, der so eben von seinen

Reisen zurückkehrte, in meines Oheims Haus eingeführt ward. In seinem Aeußeren lag alles, was empfiehlt und beliebt macht; sein gewandtes, einschmeichelndes Betragen verstärkte diesen günstigen Eindruck, und schien ihn zu rechtfertigen. Aemil war der Erste, der mir in dem neuen Kreise, worin ich so fremd, so wenig froh war, freundlich und theilnehmend begegnete. Ich glaubte gefunden zu haben, was mein Herz so ungeduldig verlangte, und kam ihm mit einer Lebhaftigkeit, einer Begeisterung entgegen, die ihn zu überraschen schienen. Aber er war zu fein, sich das sehr merken zu lassen, zu gewandt, um sich nicht auch in diesen, ihm sonst wenig eigenen, Ton finden zu können. Bei der Lebhaftigkeit, womit ich mich ihm hingab, war unser Bund schnell geschlossen. Wir wurden bald unzertrennlich. Mein Oheim war mit dieser Verbindung sehr zufrieden, und nannte Aemilen oft einen vielversprechenden jungen Weltmann, den ich mir zum Muster nehmen könne. Ja, dachte ich, durch Aemils glänzende Eigenschaften

geblendet, wohl ist es kräftiger Anstrengung werth, ihm gleich zu werden. — Weit entfernt, mich fühlen zu lassen, daß er mir an Erfahrung und feiner Bildung überlegen wäre, suchte Aemil mich geltend zu machen, mich hervor zu ziehen. Es war ihm desto leichter, mir überall eine sehr günstige Aufnahme zu verschaffen, da ich um diese Zeit unter die Garde des Fürsten aufgenommen ward, während mir die angesehenen Freunde meiner Familie noch glänzendere Aussichten eröffneten.

Bald nachher, als wir vertrautere Bekanntschaft gestiftet hatten, wollte mich Aemil in das Haus einer Verwandten führen, einer jungen Frau, die ihren alten Mann frühe geheurathet, und in ihrem acht und zwanzigsten Jahre verloren hatte. Sie war erst vor Kurzem in unsre Stadt gezogen, in deren Nähe ihr schöner Wittwensitz lag. Ich kannte sie durch den Ruf als eine reitzende, kluge und geistreiche Frau. Ihr Haus war schon der Sammelplatz aller jungen Leute, die Bildung hat-

ten, oder Anspruch darauf machten. Antonie war ihr Nahme. Ein Schauspiel, das sie mit Freunden und Freundinnen auf ihrem Landgute aufführen wollte, gab Aemilen die nächste Veranlassung, mich ihr vorzustellen. „Du weißt, sprach er zu mir, ich habe Dir noch eine schöne Bekanntschaft zugedacht. Als die interessanteste, die Du je machen wirst, wollte ich sie Dir bis jetzt aufbewahren. Du kannst sie als die letzte Gunst meiner Freundschaft ansehen. Eben jetzt ist eine Gelegenheit da, wo Du vortreflich debütiren, wo Du Dir sogleich ein Verdienst erwerben kannst: Du wirst Neid erwecken, Du wirst mir danken, daß ich Dich sogleich mitten in die Handlung reiße, daß ich Dir so viele vorbereitende Schritte erspare, die mancher in ganzen Monaten nicht zurücklegt.“ — Nach dieser Vorrede, die mich sehr aufmerksam machte, fuhr Aemil fort: „Wir studieren ein neues Stück ein. Alle Rollen sind besetzt, bis auf den romantisch gestimmten Liebhaber, worüber noch nichts verfügt ist, weil ich versprochen habe, mei-

nen Mann dafür zu stellen. Du bist dazu bestimmt."

Noch nie hatte ich Versuche dieser Art gewagt, und versicherte Aemilen, daß seine Wahl sehr unglücklich gewesen sey. „Ich bitte dich, keine Einwendungen! antwortete Aemil. Du wirst mich nicht in Verlegenheit setzen wollen. Und was würde die schöne Antonie von Dir denken, da sie mein Geheimniß ohne Zweifel durchschaut? Ohne Dir zu schmeicheln, ich bin überzeugt, Du wirst diese Gelegenheit, Dich von vortheilhaften Seiten zu zeigen, sehr glücklich benutzen. Ich bringe Dir Deine Rolle mit. Uebermorgen ist die erste Probe. Du hast noch Zeit genug, Dich vorzubereiten."

Mein Wunsch, in den Kreis der schönen Frau zu treten, war so lebhaft, und — ich darf es nicht läugnen — Aemil hatte meine Eitelkeit zum ersten Male so sehr geweckt, daß ich weiter keine Erinnerungen machte, und jeden freien Augenblick auf meine Rolle verwendete. Am Abend

des dritten Tages fuhr Aemil bey mir vor. Ich war bereit. Schnell ging es über den ebenen Weg, durch duftende Alleen, zu Antoniens Landsitze. Mein Herz klopfte immer unruhiger, je näher wir dem Hause kamen, dessen leuchtende Fenster ihren Glanz weit umher warfen. Antonie kam uns entgegen, als wir in den Gesellschaftssaal traten, wo nur erst einige Damen versammelt waren. Die Schönheit der jungen Wittwe überraschte mich lebhaft. Ich war schüchtern und verwirrt. Aemil stellte mich ihr als den Mitspieler vor, den er angekündigt hatte. „Ihr Geheimniß war errathen" sagte sie flüchtig zu ihm, und wendete sich darauf zu mir mit den Worten aus ihrer Rolle, die sie sehr schön sprach:

„Seyd uns willkommen hier im heitern Thale,
Wo mir der Kindheit Frühling still entfloh.
Jetzt regen lauter sich die Blüthenzweige,
Als ob sie freudig riefen: Er ist da!

Und aus des Baches Murmeln, aus dem Liede
Der Vögel spricht es fröhlich: Er ist da!"

„Nun?" fuhr Antonie lächelnd fort, als ich schwieg, „Sie haben Sich doch ihr Stichwort gemerkt?" Ich wagte es nicht, die Antwort auszusprechen, die meine Rolle mir vorschrieb. Ich brachte bloß eine Schmeichelei vor, die ziemlich linkisch ausfiel, und nichts schmeichelndes hatte, als daß sie aus der Ueberraschung, aus der Verlegenheit entsprungen war, die ich Unerfahrener so vielen Reitzen gegenüber empfand. Antoniens ungezwungenes Wesen, und die freundliche Leichtigkeit ihres Betragens, die jede ängstliche Empfindung aus ihrem Kreise zu verbannen wußte, gaben mir bald mehr Muth. Es gelang mir, in den fröhlichen Ton der Gesellschaft einzustimmen, und ich bestand bei der Probe besser, als ich es selbst erwartet hatte.

Wir waren fertig, und sollten bei einem fröhlichen Mahle die Mitternacht er-

warten. Fast alles, was ich an diesem Abende sah und empfand, war mir neu. Schalkhafte, lüsterne Freude lachte aus allen Gesichtern, aus allen Augen; und der Witz, der die Gespräche belebte, war ganz das leichte Kind des fröhlichen Augenblicks. Alles was man sprach, jedes Lächeln, möchte ich sagen, ließ eine zärtliche Empfindung, oder wenigstens einen Anspruch der Eigenliebe durchblicken; überall bald absichtlich bald unwillkührlich verrathenes Bemühen, Wünsche zu wecken, und zu gefallen. Ich saß neben Antonien. Zuweilen wagte ich's verstohlen, ihr schönes Gesicht, ihren halb entschleierten Busen zu betrachten, aber verlegen schlug ich meine Augen nieder, wenn ihre Blicke mir begegneten und mich mit aufmunternder Freundlichkeit zu begrüßen schienen. Ich war unruhig; und meine Wangen glühten, wenn ihr Arm, im Gespräche oder bei einer zufälligen Bewegung, meine Hand berührte. Von diesem Abend an erwachte eine Empfindung in mir, welche Saiten in meinem Herzen anschlug, die bisher noch

gar nicht, oder nur dunkel, wie ferne Stimmen, getönt hatten. Antonie zeichnete mich aus, und suchte mir Gelegenheit zu geben, mich zu meinem Vortheile zu zeigen. Aber ich Neuling wagte es nur selten, in das fröhliche Gespräch einzustimmen, und wenn ich ja, von der allgemeinen Freude ergriffen, mich ohne Zwang geäußert, eine Empfindung laut verrathen hatte, so erröthete ich furchtsam, weil ich auf einigen Gesichtern die Bemerkung zu lesen glaubte, daß ich den Ton der Gesellschaft verfehlt habe.

Wie kam ich, von Kindheit an gewohnt, alles was ich fühlte, lebhaft und offen zu sagen, wie kam ich zu dieser Schüchternheit, zu dieser Scheu, die mir selbst in jenen Augenblicken eine lästige Empfindung verursachten? Freilich war alles, was ich hier hörte, so himmelweit von den erhebenden Unterhaltungen mit meiner Tante verschieden, ihr milder Ernst war etwas so ganz anderes, als die losen Scherze, die hier ungebunden herum flogen; freilich

fühlte ich mich noch fremd in diesem Kreise; aber gewiß waren die Erfahrungen, die ich im Umgange mit meinem Oheime gemacht hatte, nicht weniger Ursache meiner Zurückhaltung. Ich dachte immer an das Achselzucken, an den feinen Spott, womit er so oft die Aeußerungen meiner schwärmerischen Empfindungen, wie er sie nannte, beantwortet hatte, und glaubte in jedem Lächeln etwas Aehnliches zu finden, wenn ich mich nur im geringsten dem Zuge meines Herzens zu überlassen wagte. Nur allmählig verlor sich späterhin meine Schüchternheit, als ich vertrauter mit meinen neuen Freunden ward, als ich anfing, Sinn und Theilnahme für die Stimmung, die mir so natürlich war, und der ich nur mit Mühe diesen Zwang auflegen konnte, bei Antonien voraus zu setzen. Sie kam mir so offen, so vertraulich entgegen, und Aemil schien so begeistert zu seyn, wenn er ihr empfängliches, tiefes Gefühl pries, daß jene Veränderung noch während der kurzen Zeit, die bis zu dem Tage der Vorstellung verfloß, merkliche Fortschritte

machte. So oft ich Antoniens Landhaus verließ, war mein Glaube an ihr Herz fester geworden; aber mein Herz hatte auch immer mehr von dem süßen Gifte eingesogen, das den Keim verderblicher Leidenschaft in mir nähren, so viele schmerzliche Augenblicke mir bereiten, und den schönen Frieden meiner Unschuld vernichten sollte. Und wie konnte es anders kommen! Es waren nicht durch Erfahrung bewährte Grundsätze, was mich leitete; ich war nur instinktartig gut, nur durch Gewohnheit der Tugend treu, ich ahndete nicht, daß die Regungen, die eine glühende Einbildungskraft in mir weckte, gefährlich wären, und lebhaft, wie ich mich allen Empfindungen überließ, glaubte ich in dem unmerklich entzündeten Brande meiner Sinne eine wohlthätige Erhöhung meines Wesens zu finden.

Endlich kam der Tag, wo wir unser Schauspiel vor einer Zahl gewählter Freunde aufführen sollten. Manches in mei-

meiner Rolle war so verwandt mit meiner gereizten Stimmung, daß ich sie treu und wahr darstellte, ja einige Scenen geriethen eben darum nur zu wahr, zu lebhaft. Antonie sprach den bewillkommenden Gruß, den ich schon angeführt habe, mit hinreissendem Ausdrucke, und ich legte meine ganze aufwallende Empfindung in die Antwort:

„Ich eil', ich fliege, Theure, zu dir her;
Bei deinem Ruf zerbräch' ich jede Fessel.
O würde jetzt der Liebe süßer Arm
Zur ewigen Kette mir!

Und als ich in dem Augenblicke des Geständnisses und der Erhörung die Geliebte umschließen, als ich in ihren Armen ausrufen mußte:

O laß mich hier den Tod der Freude sterben!

da spielte ich so natürlich, daß ein Paar unbescheidene Hände lauten Beifall gaben. Ich kam dadurch aus der Fassung, und was ich noch zu sagen hatte, mißlang mir beinahe. — „Sie hatten ihre Kraft nicht weise vertheilt, sagte Antonie zu mir, als wir abgetreten waren; „Sie mußten sinken." O wer könnte, rief ich aus, wer könnte Ihnen gegenüber nur bei dem Gedanken an einen solchen Augenblick seine Seele weise beherrschen! — „Still, still! antwortete Antonie lächelnd, spielen Sie ihre Rolle nicht fort, wir sind ja nicht mehr auf den Bretern."

Als das Stück zu Ende war, gieng die Gesellschaft in den Gartensaal. Die Thüre öffnete sich plötzlich, und wir sahen in einer Orangenallee eine reich besetzte Tafel. Zahllose Lichter brannten zwischen den glänzenden Blättern und den goldenen Früchten der Bäume. Eine fröhliche Musik begrüßte uns, als wir unter das duftende glänzende Gewölbe traten. „Nach unserer poetischen Unterhaltung darf ich Sie ja nicht in ein

prosaisches Zimmer führen" sagte Antonie zu ihren Gästen. Alle waren unerschöpflich in Lobsprüchen über die geschmackvolle Einrichtung. Antonie sah mich an, als ob sie auch meine Meinung hätte wissen wollen, und schien zufrieden zu seyn, da sie in meinen Augen las, wie sehr diese angenehme Ueberraschung mich entzückte.

Um den Abend fröhlich zu beschließen, tanzten wir eine Stunde auf einem grünen Platze im Garten. Die lebhafte Wirkung, welche Antoniens reitzende Gestalt, und die Anmuth in ihren einfachsten Bewegungen schon lange auf mich gemacht hatten, ward jetzt noch einmal so mächtig, da ich sie, in dieser zauberischen Beleuchtung, über die Spitzen des Graßes fliegen sah. Und zu welchem Grade mußte mein Taumel steigen, als ich sie selbst umfassen durfte, und sie mich umfaßte, als ich mit ihr im Kreise herum flog, alles um mich her vergaß, nur ihr feuriges Auge sah, das mir freundlicher lachte, nur das schnellere Klopfen ihres Busens, der sich üppig unter

dem dünnen Flore hob. Ermüdet setzte sie sich endlich, von der übrigen Gesellschaft entfernt, auf eine Rasenbank. Ich blieb vor ihr stehen. Wir schwiegen beide. Ihre Blicke waren zuweilen zärtlich auf mich geheftet. Meine ganze Schüchternheit kehrte in diesem Augenblicke zurück, und ich wagte es nicht, ein Wort hervorzubringen, so lebhaft auch meine Empfindung sprach. Endlich fragte sie mich, ob ich schon über den folgenden Tag verfügt hätte. Ich antwortete verneinend. „Ich werde auf keinen Fall in die Stadt gehen, fuhr sie fort. Ich wünsche den Tag einsam zuzubringen."

Meine Unerfahrenheit fand in diesen Worten gerade das Gegentheil von dem, was sie bedeuten sollten, und nach einer so bestimmt scheinenden Aeußerung glaubte ich meinen lebhaften Wunsch, sie am andern Tage zu besuchen, nicht verrathen zu dürfen. Aus meinem Schweigen, aus meiner steigenden Verlegenheit errieth Antonie bald, daß ich sie nicht verstanden hatte, und setzte nach einer Pause hinzu: „nur

eine heitere Unterhaltung würde mich allenfalls für die Aufopferung meines Wunsches entschädigen können." Auch dieser Wink klärte mich noch nicht auf, und erst der lächelnde Blick, den Antonie auf mir ruhen ließ, gab mir endlich ein wenig Muth. Also darf ich nicht hoffen, Sie morgen zu sehen? sprach ich zitternd. „Warum nicht? antwortete sie unbefangen. Aber wie gesagt, Sie werden wohl wenig Gesellschaft finden." Ich beugte mich, um ihre Hand zu küssen, und drückte die Empfindung, ihre Gesellschaft sey mir mehr als alles — so ungeschickt aus, daß in Antoniens Augen der Mangel an Neuheit durch nichts vergütet werden mußte. In diesem Augenblicke ward unsere Unterhaltung durch einige Männer gestört, die zu Antonien traten. Die Tanzbelustigung nahm gleich darauf ein Ende. Es war nach Mitternacht, als ich mit Aemilen nach der Stadt zurück fuhr. Ich legte mich schweigend in die Ecke des Wagens, und ließ die reitzenden Bilder dieses Tages vor

meiner Seele vorübergehen. Seit ich mit Antonien bekannt war, hatte Aemil nur im allgemeinen von ihr gesprochen, und den Eindruck, den sie auf mich machte, nicht zu beachten geschienen, als ob er meine Empfindung eine Zeitlang ganz sich selbst hätte überlassen wollen. Er wählte diesen Augenblick, um sein Schweigen zu brechen, und als wir nicht weit von der Stadt waren, that er, wie von ungefehr, die Frage: „Nun wie gefällt Dir Antonie?“ Aus den Gedanken an sie erwachend, unwillig über den schwachen Ausdruck für meine Empfindungen, rief ich: O sie ist ein himmlisches, ein göttliches Weib! — „Nun ja, habe ich Dir nicht die interessanteste Bekanntschaft versprochen? Ich konnte es wohl voraus sehen, daß eine solche Frau einen starken Eindruck auf Dein entzündbares Herz machen werde. Aber Du kennst jetzt erst ihre äußeren Vorzüge, ihre Talente; wenn Dich ihr Vertrauen belohnen wird, so sollst Du weit mehr finden, was Dich in Begeisterung setzen kann. Du wirst gewiß bald Deinen

Besuch machen; es ist Deine Pflicht, damit nicht zu säumen.“

Ich antwortete, ein wenig verlegen, daß ich schon am folgenden Tage meinen Besuch ablegen werde. „Warum das so ängstlich gesagt, als ob's ein Verbrechen wäre? fragte Aemil. Schön, ich freue mich über Deinen Eifer. Du bildest Dich. Ich bin überzeugt, Du wirst die Rolle eines ehrerbietig zärtlichen Liebhabers in der Welt so meisterlich, als auf der Bühne spielen.“

Der Wagen hielt, als Aemil diese Worte gesprochen hatte. Wir nahmen Abschied, und sobald ich allein in meinem Zimmer war, wachte ich noch lange mit den Erinnerungen, die lieblicher zurück kehrten. Mit unruhiger Sehnsucht dachte ich an den folgenden Tag. Wie langsam schlichen mir die Stunden bis zu dem Augenblicke, wo ich Antonien wiedersehen sollte! Endlich war er da; aber je näher ich dem Landsitze kam, desto größer ward meine Schüchtern-

heit. Was sollte ich ihr sagen, wenn ich sie allein fand, was durfte ich ihr sagen? Durfte ich ihr meine Empfindung verrathen, oder mußte ich sie unterdrücken, um Antonien nicht zu beleidigen? Hatte ich nicht schon bemerkt, welche Strenge zuweilen in ihren Blicken lag, wenn jemand ihre Freundlichkeit für Aufmunterung zu halten sich verleiten ließ? Nur die Hoffnung, daß ich doch einige Gesellschaft finden werde, machte mich ein wenig gefaßter. Wie groß war meine Ueberraschung, als ich bei dem Eintritte in Antoniens Zimmer niemand als sie erblickte. Sie saß in einem reitzenden Nachtkleide auf dem Sofa. Ein unerträgliches Kopfweh ward mir angekündigt. „Sehen Sie, hob Antonie an, wie hart ich für den Wunsch gestraft bin, den ich gestern äußerte. Ich bin heute schrecklich verlassen. Dank Ihnen für ihren Besuch."

Mit einem freundlichen Winke befahl sie mir, mich neben sie zu setzen. Es herrschte einige Minuten ein tiefes Stillschweigen.

Antonie legte zuweilen ihren Kopf in die Hand, und sah mich dann wieder mit einem Blicke an, dessen zärtliches Feuer ich nur für eine Wirkung ihrer krankhaften Stimmung hielt. Meine Theilnahme machte mich noch schüchterner und ehrerbietiger in meinen Aeußerungen, die Antonien nur desto lächerlicher vorkommen mußten, je wahrer und inniger sie waren. Endlich richtete sie sich auf. „Was soll man doch von dem Wesen halten, das in uns denkt und fühlt, da es von der unbedeutendsten Veränderung seines gebrechlichen Begleiters so traurig abhängig ist? In der That, ich muß lächeln, wenn ich sehe, wie das zarte Seelchen sich vermißt, mit seinen Gedanken in unendliche Räume zu fliegen.“

O es giebt doch Augenblicke, sprach ich, wo der Geist, voll von dem Bewußtseyn des höheren Ursprungs, sich näher seiner Quelle fühlt.

„Mag seyn! antwortete Antonie. Aber was verbürgt denn ihre Dauer? Nehmen

Sie diejenige Empfindung, der das Herz so gern Unvergänglichkeit geben möchte, wenn es sich glücklich fühlt — nur ein Nervchen braucht sich abzuspannen, nur ein Fiberchen zu erschlaffen, und hin ist die schöne Ewigkeit, wenn auch tausend Schwüre sie versprochen hätten."

Nein! rief ich bewegt, nein das kann nicht Ihre wahre Gesinnung seyn. Ich fühle, es giebt eine Liebe, die jeden Wechsel der Zeit überlebt, und ich glaube, daß dieses Gefühl mich nicht trügt.

„Ach, wer hätte mehr Interesse bei dem schönen Glauben, als wir Frauen? hob Antonie wieder an. Ihr Gefühl macht Ihnen Ehre. Aber sehen Sie sich genauer um in der Welt, prüfen Sie die Gesinnungen der Männer, und Sie werden es sehr natürlich finden, daß wir bald aufhören, leichtgläubig zu seyn, Sie werden die Frauen beklagen, die der schmeichelnde Wahn verblendet."

Ich kenne die Welt, die Männer meines Alters freilich sehr wenig, versetzte ich, aber —

„Wissen Sie eine Erfahrung, die mich wiederlegen könnte? fiel Antonie ein.“

Keine fremde Erfahrung, aber mein Herz — ich fühle ... Zu lebhaft bewegt, konnte ich das Geständniß nicht vollenden, das ich aussprechen wollte. Antonie ließ einen Blick auf mich fallen, und als sie nach einer Pause ihre Hand auf die meinige legte, hob sie wieder an: „Ich bedaure Sie. Ihr lebhaftes Gefühl wird Sie hinreissen, festhalten, und es giebt so viele Frauen, die mit der Täuschung der Unerfahrenheit alle die Empfindungen verloren haben, die ein Herz, wie das Ihrige, glücklich machen können. Was würden Sie leiden, wenn Ihnen so etwas begegnete!“

Das war zu viel für mich. Die heftige Bewegung meines Innern überwand alle Schüchternheit, die mich zurückgehalten

hatte. O theure Antonie! rief ich außer mir, wenn Sie ahndeten, was mein Herz empfindet. Ja, es ist wahrer Liebe fähig. Diese Liebe wird alles überdauern. Ich liebe — ich liebe Sie.

Antonie schien aufs höchste zu erstaunen, als ich diese Worte sprach. „Wie sehr überrascht mich die Wendung, die Sie unserm Gespräche geben, hob sie endlich an, und setzte mit ernstem Blicke hinzu: „Ich weiß in der That nicht, was Sie veranlaßt haben kann, sich einer plötzlichen Aufwallung so zu überlassen.“

Nein, rief ich, keine plötzliche Aufwallung; ein Gefühl, das ich lange genährt habe, das mich nie verlassen wird. — „Sie vergessen Sich, antwortete sie mit strengem Tone, und befahl mir, aufzustehen. Ich gehorchte. Die Furcht, sie beleidigt zu haben, und der Gedanke, daß sie meine Liebe zurückweise, brachten mich ganz aus der Fassung. Ich stand unbeweglich vor ihr, und wagte es nicht, meine Blicke auf sie

zu richten. „Setzen Sie sich zu mir“ hob Antonie endlich an. Der mildere Ton, womit sie diese Worte sprach, gab mir wieder Muth. O könnten Sie mir verzeihen? rief ich lebhaft, ihre Hand an meine Lippen drückend.

„Ihr jugendlicher Ungestüm erklärt und entschuldigt ihr ganzes Betragen, versetzte Antonie nach einer Pause mit freundlichem Ernste. In ihren Jahren weiß man die Empfindungen, wovon man ergriffen wird, noch nicht zu unterscheiden; man hält jedes flüchtige Gefühl, jede Regung von Wohlwollen, die durch Theilnahme, durch Freundschaft vielleicht, erweckt wird, für Liebe. Aber wenn Sie sich auch nicht täuschen — o welcher unglückliche Augenblick war es, wo Sie mich zum Gegenstande dieser Empfindung machten! Sie kennen meine Verhältnisse. Sie wissen, wie wenig Glück ich in der Verbindung gefunden habe, die das Schicksal kaum getrennt hat. Können Sie zweifeln, ob mir nach solchen Erfahrungen meine

Freiheit über alles theuer sey? Und was können Sie, unter dieser Voraussetzung, von einer Frau erwarten, der Sie, wie ich mir schmeichle, Tugend und feste Grundsätze zutrauen werden? Nein, lieber Eugen, Sie sollen nie an meiner Freundschaft irre werden. Ich will Sie leiten bey Ihrem Eintritte in die Welt, wo gerade den besten jungen Männern so viele Gefahren drohen. Ja, Ihre Freundin will ich bleiben; aber reden Sie nie wieder von Liebe! Schonen Sie Ihre Ruhe, bedenken Sie, daß Sie selbst — meiner Ruhe schaden könnten."

Der tröstende Wink, der in Antoniens letzten Worten lag, war für mich verloren. Ich sah mich nur in meiner theuersten Hoffnung getäuscht, und fühlte tief, daß die Empfindungen, die ich für die wahreste Liebe hielt, nie Erwiederung finden würden; aber mitten unter diesen schmerzlichen Gefühlen stieg meine Ehrerbietung gegen die Frau, die so reden konnte, nur noch höher. In dem Augenblicke,

als ich ein Paar Worte sagte, die aus dieser Regung flossen, hörten wir das Geräusch mehrerer Wagen, die vor dem Landhause ankamen. Bei der inneren Unruhe, welche durch streitende Empfindungen in mir erweckt ward, wollte ich sogleich abreisen. Es war mir Bedürfniß, mich in der Einsamkeit meinen Betrachtungen zu überlassen. Antonie hielt mich zurück. „Ihre Entfernung würde ihren Besuch in ein sonderbares Licht setzen, sprach sie lächelnd. Sie müssen bleiben, wenigstens den Zwang muß ich Ihnen auflegen, daß Sie bis gegen Abend aushalten."

Eine zahlreiche Gesellschaft aus der Stadt unterbrach das Gespräch. Unter ihr war ein junger Offizier, aus einer entfernten Garnison, den ich an diesem Tage zum ersten Male sah. Mit einer schönen, kräftigen Gestalt verband er ein angenehmes, einschmeichelndes Wesen. Seine Unterhaltung war aufgeweckt, aber gewöhnlich ohne Geist und Interesse, und wenn sie zarte Ohren auch nicht geradezu

beleidigte, so ward sie doch durch verschleierte Lüsternheit oft nur gefährlicher, und vielleicht — angenehmer für manche. Antonie empfing ihn wie einen Bekannten, und stellte ihn mir als einen entfernten Verwandten ihres verstorbenen Mannes vor. Er bemühte sich sehr sichtbar, ihr zu gefallen. Ich fühlte es, er war mir an Hülfsmitteln dazu überlegen; und desto besorgter ward ich, als ich bemerkte, daß Antonie seine Huldigungen nicht freundlich, aber auch nicht kalt aufnahm. Die Unruhe der Eifersucht mußte sich noch mit den heftigen Empfindungen vereinigen, die mich bewegten. Unfähig zu verbergen, was in mir vorging, mochte ich mich deutlich genug verrathen, und vielleicht wollte mich Antonie durch die freundlichen Blicke, die sie zuweilen auf mich warf, durch ein aufmunterndes Wort beim Abschiede wieder beruhigen. „Ich werde noch einige Wochen auf dem Lande bleiben, sprach sie. Ich rechne darauf, sie bald wieder zu sehen.“

Als ich allein war, ergriff mich nur lebhafter die schmerzliche Besorgniß, daß meine Liebe verschmäht sey, daß ein Anderer mir vorgezogen werde. Mein Stolz erwachte. Ich wollte Antonien nicht mehr sehen, ich wollte mich wenigstens nie wieder zu einem Geständnisse hinreißen lassen, dessen sie vielleicht heimlich spotten konnte. Aber mitten unter diesen Aufwallungen erinnerte ich mich an so manchen Augenblick, wo Antonie mir zärtlich und aufmunternd begegnet war, und meine Hoffnungen erhoben sich neu gestärkt. Unter diesem Kampfe meiner Empfindungen schlief ich endlich ein. Am folgenden Morgen besuchte mich Aemil. Vertrauen war mir Bedürfniß. Er brauchte nur einige Worte zu sagen, um alles zu erfahren, was mich drückte. Ein Lächeln war seine Antwort. Hast Du so wenig Theilnahme für mich, daß Du bey meinen Bekümmernissen gleichgültig bleiben kannst? fragte ich etwas empfindlich. —

„Verzeihe mir, erwiederte Aemil, über Deine Unerfahrenheit, über Dein unnöthiges Selbstquälen mußte ich lächeln. Deine Angelegenheiten scheinen mir, dem unbefangenen Beobachter, weit besser zu stehen. Vergiß nicht, mein glücklicher Freund, daß die Frauen nicht immer unsere Ehrerbietung, und nie Verzagtheit an uns lieben. Schöne Verwegenheit findet immer Verzeihung. Muthig weiter! Du bist dem Ziele näher, als Du glaubst.“

Dieser Zuruf erhöhte meine Hoffnung. Ich besuchte Antonien an dem nächsten Tage, und die Güte, womit sie mich behandelte, schien Aemils Aufmunterung zu rechtfertigen. So lebhaft meine Empfindungen sprachen, ich gewann doch so viel Gewalt über mich, daß ich mein Geständniß nicht wiederholte, und nur andeutete, was meinem Herzen so nahe lag. Ich fürchtete, durch jede deutlichere Aeußerung Antoniens freundlichen Blick zu verfinstern, und mir eine glückliche Täuschung zu rauben. Der belehrende Wink des er-

fahrenen Aemils war für mich verloren gegangen.

So verflossen einige Wochen. Ich ging fast jeden Tag auf Antoniens Landsitz. Nicht immer war ich schüchtern; denn die kluge Frau wußte durch wohl berechnete Abwechselung von Nachgiebigkeit und Strenge meine Leidenschaft zu erhöhen, durch die feinste Verführung die Glut meiner Sinne immer mehr zu entzünden. Eines Tages, wo ihr dies mehr als je gelungen war, überließ ich mich ganz meiner lebhaften Empfindung, und entriß ihr das Geständniß ihrer Gegenliebe. Trunken schloß ich sie in meine Arme. Mit zärtlicher Hingebung schien sie meine Liebkosungen zu erwiedern. Aber plötzlich riß sie sich los. „Nein, Sie werden die Gewalt, die Sie über mich gewonnen haben, nicht ungroßmüthig mißbrauchen, sprach sie. Achten Sie die Tugend einer Frau, die sich mit dem Vertrauen der Liebe in ihre Arme warf. Ach, was habe ich gesagt! Was habe ich gethan. . . Schonen Sie edelmüthig meine Ruhe!"

Mehr brauchte die schöne Verrätherinn nicht zu sagen, um mich ganz ehrerbietig zu machen. „Verlassen Sie mich jetzt, fuhr Antonie fort. Nach dem Geständnisse, das Sie mir entrissen haben...“ Sie hielt inne. O dieses Geständniß macht mich so glücklich! rief ich lebhaft. Sie wiederhohlte dringend ihren Befehl, mich zu entfernen. Ich gehorchte; ich wollte ihr zeigen, daß ich ihr jedes Opfer bringen könnte.

Unselige Verblendung! Ich ahndete nicht dieses treulose Spiel mit meinen Empfindungen, ich glaubte wahre Liebe gefunden zu haben. Antonie hatte mir strenge die Erlaubniß verweigert, sie am folgenden Tage zu besuchen, und nur meinen zärtlichsten Bitten war es endlich gelungen, sie für den zweyten Tag zu erhalten. Ich flog hinaus, als, zu langsam für meine stürmische Ungeduld, endlich die Stunde gekommen war. Nach einem heißen Sommertage wehte eine milde Kühlung in dem Thale, durch welches mein Weg führte.

Antonie war in dem Pavillon des Gartens. Ich ging mit klopfendem Herzen durch die duftenden Schattengänge. Leise öffnete ich die Thüre des dämmernden Pavillons. Antonie saß auf dem Sofa, den Rücken gegen die Thüre wendend, und schien mich nicht zu bemerken. Ich stürzte zu ihren Füßen, ich schloß sie in meine Arme, und feurig wurden meine Liebkosungen erwiedert. Mein Entzücken war ein Rausch, den sie leidenschaftlich zu verlängern suchte. Sie schien zuerst zu erwachen. „O wenn Sie je aufhören könnten, mich so zu lieben!" rief sie aus. „Wenn je die Erinnerung an diese Stunde mich in Ihren Augen herabsetzen könnte! Nein Grausamer, Du wirst nie das Opfer herabwürdigen, das meine Liebe Dir gebracht hat." Gewiß war ich aufrichtiger, als sie, da ich mit lebhafter Bewegung antwortete: Jetzt — jetzt kann uns nichts mehr trennen; ein heiliges Band vereinigt uns.

Ich hatte einige Monate in dieser Trunkenheit, in dieser glücklichen Täuschung ge-

lebt, als ich eines Tages auf Antoniens Landsitz hinauseilte. Sie hatte ihren Aufenthalt verlängert, um die schöne Herbstzeit ungestörter mit mir zu genießen, wie sie sagte. Ich wollte sie überraschen, und schlich durch das Gebüsch, welches den Pavillon umgab, wo ich sie zu finden hoffte. Die Thüre war nicht, wie gewöhnlich, halb offen, die grünen seidenen Fenstervorhänge waren zugezogen. Ich näherte mich leise, und wie ward mir, als ich durch die schmale Oeffnung der Vorhänge jenen Offizier, der schon einige male meine Eifersucht erweckt hatte, an Antoniens Seite erblickte; hier — hier auf derselben Stelle, wo sie mir noch vor wenigen Tagen ihre Liebe betheuert hatte. Er hielt sie in seinen Armen, sie hing an seinem Munde. „Eugen?“ rief sie in diesem Augenblicke. „O der gutmüthige Schwärmer mag Ihnen keine Sorge machen!“

Sie brauchte das nicht zu sagen, um meinen Schmerz, meine Wuth aufs höchste zu spannen. Ich war außer mir, und

nahe daran, meine heftige Empfindung laut zu verrathen. Aber ich wollte der Treulosen, ich wollte einem begünstigten Nebenbuhler nicht die Freude des Triumphs gönnen. Ich verließ eilig das Gebüsch, und während ich mit schnellen Schritten auf und nieder ging, gelang es mir, meinem Schmerze Schweigen zu gebieten, und nur auf die Stimme eines edlen Stolzes zu hören, der sich in mir regte. Nach einer halben Stunde sah ich Antonien mit dem Offizier aus dem Gebüsche kommen. Ich legte meiner Empfindung Zwang auf, um ihnen gefaßt entgegen zu gehen. Mein Anblick schien Antonien zu überraschen. Die Freundlichkeit, womit sie mich begrüßte, hatte jetzt allen Reitz für mich, alle Gewalt über mich verloren. Ich sah in dem zärtlichen Feuer ihres Auges nur den Abglanz der unreinen Glut, die ein Anderer in ihr entzündet hatte. Es freute mich, daß es mir so gut gelang, ihr mit auffallender Kälte zu begegnen. Auf den Offizier warf ich nur einen verachtenden Blick, den jeder andre wohl für beleidi-

gend würde gehalten habeu. Antonie suchte ihr Erstaunen, und vielleicht ihren Verdruß, unter einer scherzhaften Wendung zu verbergen, aber ich blieb gleichgültig und ernst. „Lassen Sie uns herein gehen, sprach sie nach einer Pause. Die übrigen Freunde, die ich erwarte, werden in diesem Augenblicke eintreffen."

Ich wollte mich anfangs entfernen; aber der Gedanke, daß es ihr Freude machen würde, wenn ich bei ihrer Untreue ein anderes Gefühl, als kalte Verachtung verriethe, änderte meinen Entschluß. Ich ging mit ihr und dem Offiziere ins Haus, und verließ es nicht eher, bis die übrige Gesellschaft aufbrach, die den Abend bei ihr zugebracht hatte. Am folgenden Morgen erhielt ich einen Brief von ihr. Sie foderte mich, halb ernst halb scherzend, auf, mich wegen meines Betragens zu rechtfertigen, und bestimmte mir eine Stunde, wo sie meine Entschuldigung anhören wollte. Meine Antwort war eben so kurz, aber deutlich genug, um Anto-

nien allen Zweifel zu benehmen, ob ich ihr treuloses Spiel durchschaut habe.

Damit war nun das unwürdige Band zerrissen; aber der Schmerz, den ich tief in meinem Innern fühlte, verstummte nicht sogleich. Und wenn ich's mir auch gestehen mußte, daß dieser Verlust keiner Thräne werth sey, ich verlor doch ein Glück, worinn ich mit Herz und Phantasie geschwelgt hatte. Nein, es war vielleicht, mit dem Gefühle verglichen, das ich später kennen lernte, nicht die erste Liebe, was mich mit Antonien verband, aber eine Täuschung, welcher ich mit der ganzen Gewalt meiner erwachenden Empfindungen mich überließ. Ich war betrogen, zum ersten Male in meinem Leben betrogen, wo ich vertrauend mein Herz hingegeben hatte.

Am folgenden Morgen besuchte mich Aemil, der einige Tage verreist gewesen war. Er fragte mich gleich bei seinem Eintritte, ob ich mit ihm zu Antonien

hinausfahren wolle. Ich besuche sie nicht mehr, antwortete ich kalt. — „Wie!" fuhr Aemil mit scheinbarer Ueberraschung fort: „bist Du mit ihr gespannt? Hat sie Dir Ursache zur Unzufriedenheit gegeben?" Ich erinnerte mich in diesem Augenblicke an Aemils begeisterte Lobreden auf Antonien, und als ich ihm mit wenigen Worten meine Entdeckung mitgetheilt hatte, setzte ich bitter hinzu: Nun erkennst Du darin Deine Freundinn? Aemil schwieg einige Augenblicke. „Ich habe sie meiner Freundschaft werth gehalten, antwortete er ruhig. Soll ich Dir den gemeinen Spruch vorsagen, daß wir die Weiber nicht auslernen? Er ist wahr, der Spruch, wenn wir ohne leitende Grundsätze beobachten; aber selbst wer Grundsätze hat, der wird sich durch seine Gutmüthigkeit, durch ein Gefühl von Billigkeit verleiten lassen, dem Geschlechte den Vortheil der Ausnahme zuzugestehen. Eine traurige Erfahrung, daß auch das nicht der Fall ist, daß sich selbst bei den Besten keine treue Anhänglichkeit, keine

Selbstständigkeit, keine aufrichtige Gesinnung findet. Dein Abenteuer nimmt auch mir die Binde vom Auge. Antonie war meine Freundinn. Wer meinen Freund beleidigt, der hat meine Theilnahme auf immer verloren."

Ich sah ihn überrascht an, als er diese Worte gesprochen hatte. Er schien gerührt zu seyn, wenn sich das auch bei der Ruhe, die immer in seinem Gesichte war, schwer unterscheiden ließ. Ich glaubte ihm Unrecht gethan zu haben, ergriff bewegt seine Hand, und bat ihn um Vergebung. „Ich weiß, wozu ein gekränktes, empfindliches Herz sich verleiten läßt, antwortete er. Ich habe Dir nichts zu verzeihen. Nimm mein Wort, für immer vergessen ist dieser Auftritt, und unsere Freundschaft so fest, wie zuvor. Sie ist etwas mehr werth, däucht mir, als daß ein — Liebesabenteuer sie stören sollte. . . . Lieber Freund, fuhr Aemil nach einer Pause fort, als ich ihn gerührt umarmt hatte, so etwas schlägt ein weiser Mann sich bald aus dem Sinne. Er fühlt

seinen Werth zu lebhaft, um einem Weibe nachzuweinen, er fühlt zu gut, wie weit er sich hingeben darf, ohne seiner Würde zu nahe zu treten, als daß er zuviel Schmerz verrathen sollte, wenn so ein Unfall ihn trifft. Und was willst Du? Dein Triumph über Antonien hat Deine Eitelkeit befriedigt. Die Verbindung näherte sich, vernünftiger Weise, ihrer Auflösung. Was liegt nun im Grunde daran, daß Antonie zuerst fühlte, was Du bald noch lebhafter gefühlt haben würdest, was liegt daran, daß sie, ein paar Wochen vielleicht früher, die Trennung veranlaßte, die nach dem Laufe der Dinge nun doch eintreten mußte? Noch einmal, Du hast alles erhalten, was Du wünschen konntest. Bis dahin gehen die Wonnen der Liebe, von da an beginnt die lange Weile ihre traurige Herrschaft. Du kannst Dich auffallend rächen, wenn Du willst. Jeder wird Dir glauben; es ist ja leicht, uns Männer von der Schwäche der Weiber zu überreden. Jeder wird Deiner Versicherung trauen, daß Du gebrochen hast, und nicht sie. Aber damit wird

sich's immer vereinigen lassen, daß Du Deine Besuche wenigstens nicht plötzlich abbrichst. Wäre ich an Deiner Stelle, so würde es mir Spaß machen, ja ich würde eine Art von Triumph darin suchen, sie recht eifrig fortzusetzen. Thue was Du willst, aber benutze diese erste Erfahrung weise, und das Abenteuer wird Dir unvergeßlich bleiben. Wenn es Dich in dem edlen Stolze befestigt, der dem Manne ziemt, so wirst Du Dir für künftige Fälle einen sicheren Takt erworben haben."

Es könnte sonderbar scheinen, daß mehrere dieser Aeußerungen, die mit meinen Grundsätzen und Gesinnungen so unverträglich waren, mich nicht damals schon von Aemilen abzogen. Aber das Verhältniß, worin ich schon lange mit ihm war, und meine gereizte Stimmung erklären alles. Er hatte allmählig so viel Gewalt über mich gewonnen, daß er, ohne Furcht mich zurück zu stoßen, sich mir jetzt unverhohlener zeigen konnte, und dabei war er viel zu gefällig gegen meine eigenthümlichen

Meinungen und Ansichten, um mich nicht eben so nachsichtig gegen die seinigen zu machen. Ueberhaupt war ich jetzt schon weit duldsamer geworden, und manches empörte mich nicht mehr so lebhaft, als es bei meinem Eintritte in die Welt der Fall gewesen war; und wenn ich, wie bey Aemilen, dasjenige, was mir nicht gefiel, aus dem Hange zur Eitelkeit erklären zu können glaubte, so richtete ich nicht unbillig strenge. Wie leicht mußte ich, nach der bitteren Erfahrung, die ich gemacht hatte, manche jener Aeußerungen ergreifen, und wie leicht in diesem Augenblicke geneigt werden, Aemils geringer Meinung von den Weibern Beifall zu geben! Doch nichts fühlte ich so lebhaft, als daß er Recht hatte, wenn er meinen Stolz aufrufen, mich ermuntern wollte, der Treulosen gegenüber männliche Würde zu behaupten. Aber vergebens wiederhohlte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit seinen Rath, meinen Umgang mit Antonien nur allmählig abzubrechen. Ich war fest entschlossen, sie nie wiederzusehen, weil mein Unwille gegen sie zu lebhaft war,

und weil ich vielleicht — warum sollte ich's verhehlen? — die Gefahr noch fürchtete.

Der Aufenthalt in dem Orte, wo die Treulose wohnte, ward mir zuwieder. Ich wollte in die Einsamkeit zurückkehren und eröffnete meinem Oheime diesen Wunsch. „Und warum?" fragte er mit scharfem Tone. Ich hatte freilich keinen gültigen Grund, und zu aufrichtig, um einen scheinbaren zu ersinnen, zögerte ich mit der Antwort. „Nicht wahr, eine Laune, die Sie sich selbst zu gestehen schämen? hob mein Oheim wieder an. Wie Ihr jungen Feuerköpfe das Unbedeutendste so hoch und wichtig nehmt, als ob wahrer Lebensgenuß davon abhinge! Ich hätte es Ihnen voraussagen wollen, daß eine Kokette kokett seyn würde. Ihr Geheimniß ist wohl errathen? Ich habe dafür gesorgt, Eugen, ihren gewaltigen Kummer zu zerstreuen. Sie werden ihre schöne Wankelmüthige in einem anziehenderen Geschäftskreise hoffentlich bald vergessen. Ihre jetzige Laufbahn gefällt Ihnen ja ohnehin nicht sonderlich. Sie

sollen in einem weiteren Spielraume für Ihren Geist und Ihre Kenntnisse die Absichten Ihrer Familie besser erreichen können."

Ich widersprach meinem Oheime nicht, weil ich aus seinen Aeußerungen schloß, daß mit der Veränderung meiner Lage eine Entfernung verbunden seyn werde. Einige Tage nachher brachte er mir meinen Abschied, und den Befehl des Fürsten, der mir eine Stelle im Bureau des Ministers anwies. Ich sollte mich für diplomatische Geschäfte bilden, welchen ich wenigstens mehr Theilnahme abzugewinnen hoffte, als meiner bisherigen Beschäftigung, die den Geist so unbeschäftigt ließ.

Antonie war vergessen; nichts hätte mich noch an sie erinnern können, als die Leere, die ich in meinem Herzen fühlte, die Sehnsucht, womit ich einen Gegenstand suchte, dem ich die Empfindungen zu widmen wünschte, welche die Treulose in mir erweckt hatte. Das unruhige Feuer, das

das während meines Umgangs mit ihr in meinem Inneren entzündet war, die verführerischen Gelegenheiten, die Aemil mir machte, das Beispiel, das er und andere Bekannte mir gaben, und das ich aus Eitelkeit nicht unbefolgt lassen wollte: alles dies riß mich so sehr hin, daß ich eine Zeitlang in wilder Ungebundenheit schwelgte. Laß mich, edler Freund, laß mich einen Schleier über diesen Abschnitt meines Lebens werfen!

Ich erwachte endlich aus meinem Rausche, ich fühlte nur schmerzlicher die Leere meines Innern, und sehnte mich lebhaft nach dem reineren Glücke, das ich in meiner Verblendung vergebens gesucht hatte. So war meine Stimmung, als ich eines Tages mit Aemilen einen Spatzierritt verabredete. Er wollte mich an einem bestimmten Orte, eine Stunde von der Stadt erwarten, weil er vorher, wie er sagte, ein Geschäft abzumachen habe, und mir nicht zumuthen wolle, lange Weile dabei zu fühlen. Langsam ritt ich auf einem

Feldwege, und mit vollen Zügen sog ich die milde Frühlingsluft ein, die Blüten aus allen Knospen hervorlockte. Der Ort, wo ich Aemilen treffen sollte, lag an der Heerstraße, nicht weit von dem Landsitze einer guten alten Wittwe. Sie war eine Bekannte von Aemilen, der mich schon vor einiger Zeit bei ihr eingeführt hatte. Der Feldweg lief an dem Gute vorbei. Als ich an den Eingang des Parks kam, sah ich Aemils Pferd, das ein Bedienter auf und nieder führte. Ich vermuthete, daß Aemil im Vorbeigehn einen Besuch abgelegt habe, stieg ab, und übergab auch mein Pferd dem Bedienten. Schnell flog ich in den Park. Ein schattiges Gebüsch wehte mir Kühlung und liebliche Düfte zu. Leise bog ich die Zweige auseinander, die meinen Weg hemmten, aber plötzlich blieb ich unbeweglich stehen, als ich eine schlanke weibliche Gestalt erblickte. Sie stand ein wenig seitswärts gekehrt, und war so aufmerksam mit der Betrachtung einer frisch gepflückten Päonie beschäftigt, daß sie mich gar nicht bemerkte.

Dieser Anblick führte mich auf einmal in die Zeit meiner Kinderjahre zurück. Ich glaubte ein verjüngtes, verschönertes Bild meiner guten Tante vor mir zu sehen, und wie diese einst dem weinenden Knaben als ein tröstender Engel erschienen war, so erschien mir die holde Gestalt in dem Augenblicke, wo die milde Frühlingswärme, lebhafter als je, das ungedultige Sehnen meines Herzens erweckt hatte. Ich sah von ihrem Gesichte nur das schöne Profil. Endlich blickte sie auf, und ein Paar große blaue Augen sahen mich überrascht an. — O nie werde ich diesen Augenblick vergessen! Nein, Klementine, wie viel ich auch gelitten habe, dein Andenken wird mir nie gleichgültig werden. Ach, du hast ja abgebüßt!

Ich weiß nicht, wie lange wir uns beide ansahen, ohne zu reden. Endlich näherte ich mich ihr. Die Blume, die sie in der Hand hielt, gab mir Veranlassung, mit unsicherer Stimme ein Paar Worte zu sagen. Ich schloß aus ihrer Antwort, daß

sie die Kräuterkunde liebte, und nach einer neuen Frage von meiner Seite sah ich, mit welcher zarten Theilnahme sie an jenem Studium hing, das mir von den Kinderjahren her so theuer war. Tausend liebe Erinnerungen erwachten in meiner Seele. Sie ist es, die du suchst! sprach es leise in meinem Innern; und dieses plötzlich erwachende Gefühl machte meine Blicke wärmer und lebhafter. Das Mädchen schlug die Augen nieder. Auch ich senkte die meinigen, und wagte es kaum, das holde Gesicht zu betrachten, das sich erröthend auf die Blume herabneigte. In diesem Augenblicke wurden wir durch ein Geräusch gestört. Aemil trat schnell zu uns. So bewegt ich war, ich bemerkte doch, daß es ihn sehr überraschte, mich hier zu finden. Aber bald gefaßt, hob er nach einigen Augenblicken an: „Nehmen Sie es meinem Freunde nicht übel, Fräulein Klementine, daß er ihre Einsamkeit gestört hat. Ihr Lieblingsstudium ist auch das seinige. Ich bin es längst an ihm gewohnt, daß er sich auf unsern Spatzierritten oft zu den Pflan-

zen in den Wäldern verirrt, und mich der langen Weile überläßt, so ein trefflicher Freund er sonst auch ist. Aber, setzte Aemil lächelnd hinzu, nach diesem Augenblicke wird sein Eifer wohl nachlassen, denn die schönste Blume der Schöpfung hat er nun gefunden.

Klementine und ich, wir errötheten Beide. Aemil hatte zwar meine innerste Empfindung ausgesprochen; aber es erweckte doch eine sonderbare, unangenehme Regung in mir, daß ein anderer, als ich selbst es gethan hatte. „Ihr egute Großmutter, fuhr er zu Klementinen fort, war Ihretwegen ein wenig besorgt, ja etwas böse auf die langen botanischen Spatziergänge, denen Sie die Gesellschaft ihrer Freunde oft fast zu unbillig nachsetzen. Ich hatte Befehl Sie aufzusuchen, ehe ich abreise.“

Klementine versicherte, daß sie auf dem Rückwege gewesen sey. Wir begleiteten sie. Ich sprach nur ein Paar, wenig zusammenhängende Worte. Aemil war frei-

er und unbefangener, ja selbst oft scherzend in seinen Schmeicheleien; aber ich überraschte ihn doch einige Male, als er sinnend einen forschenden Blick auf mich warf. Wir führten Klementinen ins Schloß, wo wir uns nur wenige Augenblicke aufhielten, weil Aemil die Abreise beschleunigte. Beim Abschiede bat er in seinem und meinem Nahmen, um die Erlaubniß, unsern Besuch noch in derselben Woche zu wiederhohlen. Ich sah Klementinen an, und glaubte in ihrem Auge zu lesen, daß sie mir gern ihre Einwilligung gab.

Wir ritten schweigend neben einander. Ich war mit der neuen Empfindung, die mich ergriffen hatte, ganz beschäftigt, und bemerkte nicht sogleich, daß Aemil in Nachdenken verloren war. Der Blick, den ich auf ihn heftete, schien ihn zu erwecken. „Klementine ist noch nicht vierzehn Tage in unserer Gegend, hob er endlich an. Ihre Aeltern haben sie zu der Großmutter geschickt. Sie soll die alten Tage der guten

Frau erheitern. Ich habe noch keine Veranlassung gehabt, Dir etwas davon zu sagen, sonst würde ich seitdem schon mit Dir hinausgeritten seyn. Es freut mich, daß der Zufall die Einleitung gemacht hat. Wir werden nun den Sommer hindurch manche Stunde auf dem schönen Landsitze zubringen können. Klementine ist ein gutes, natürliches Kind, und die fromme Großmutter liebt, wie Du weißt, ein stilles eingezogenes Leben."

Gerade das würde mir wenigstens diese Besuche liebmachen, erwiederte ich. Was könnte wohlthätigere Erhohlung nach dem unruhigen Leben, nach trockenen Geschäften bringen! O lieber Aemil, setzte ich bewegt hinzu: ich habe mich lange — lange nach solchen stillen Freuden gesehnt, ich habe zu viele Tage, die ich in dem unglücklichen Taumel verlor, einem edleren Daseyn geraubt.

„Zur Abwechselung wird es immer angenehm seyn, antwortete Aemil. Aber ich

bitte Dich, was sprichst Du von verlorenen Tagen? Erhebe Dich doch zu einer freieren Ansicht des Lebens; dann wirst Du sehen, daß keiner der Augenblicke verloren war, welche Du dem Vergnügen widmetest, keiner, wenn Du Dich glücklich fühltest. Was ist Glück anders, als ein fröhlich genossener Augenblick?... Du bist in einer sehr gespannten Stimmung, die Dir leicht gefährlich werden könnte, fuhr Aemil lächelnd fort. Hüte Dich, daß Dir das schöne Naturkind nicht unmerklich Dein Herz wegnehme. Eure gemeinschaftliche Lieblingsneigung könnte ja leicht noch andere gemeinschaftliche Empfindungen hervorbringen."

Aemil sah mich erröthen, als er nach diesen Worten einen scharfen Blick auf mich heftete. Er knüpfte sogleich andere Gespräche an, unter welchen wir nach einigen Stunden in die Stadt zurückkamen. Welche Veränderung fühlte ich in meinem Inneren. Ein unbeschreiblich süßes Gefühl durchströmte mich! nie hatte ich noch seli-

gere Stunden genossen, als jetzt, wo ich, mit Klementinens Bilde beschäftigt, die kurzen Augenblicke der schönen Ueberraschung mir zurückrief. War es die Gewalt der Sehnsucht, die mich ergriffen hatte, war es die Ahndung des Glückes, das ich zu finden hoffte?

Drei, vier Tage vergingen, ohne daß Aemil an die freundliche Einladung zu denken schien, die wir von Klementinens Großmutter erhalten hatten. Oft war ich in Versuchung, ihn daran zu erinnern, nur die Furcht, mich zu sehr zu verrathen, hielt mich zurück. Ja, seine scheinbare Vergeßlichkeit machte mich zuweilen so empfindlich, daß ich unbedeutende Veranlassungen ergriff, um mich über seine schwache Theilnahme an den Angelegenheiten der Freundschaft zu beklagen. Endlich am lezzen Tage der Woche kam er früh Morgens tu mir. Er foderte mich auf, ihn zu Klementinens Großmutter zu begleiten. Ich zitterte, ich war so verwirrt, daß ich kaum antworten konnte, und wollte mich sogleich

zur Abreise bereiten. Aemil scherzte über meine unruhige Eile. „Ich werde wohl alles zurücksetzen müssen, fügte er lächelnd hinzu, um Deine Ungeduld nicht zu lange warten zu lassen. Aber, lieber Freund! hüte — hüte Dein leicht entzündbares Herz.“

Nein, nein, sprach ich zu mir selbst, als Aemil fortgegangen war, ich brauche mein Herz nicht ängstlich zu bewachen. Warum sollte ich es diesem lieblichen Eindrucke nicht überlassen? — In der lebhaften Stimmung, welcher dieser Ausruf angehörte, kam ich mit Aemilen auf dem Landgute an. Klementine war allein mit ihrer Großmutter. Sie schlug die Augen nieder, als wir herein traten, und verrieth bei meinem Grusse eine holde Verlegenheit. Nach einigen Stunden foderte uns die Großmutter zu einem Spaziergang auf. Wir gingen unter blühenden Obstbäumen durch einen engen Thalgrund, dessen sanft herablaufende Wände mit Gebüsch und einzelnen Birkengruppen bewachsen waren. Ich folgte mit Klementinen

der Großmutter, die Aemilen den Arm gereicht hatte. Sie führte mit ihm ein Gespräch über wirthschaftliche Angelegenheiten, und ich wunderte mich, wenn ich zuweilen ein Bruchstück davon hörte, über die Geläufigkeit und den zuversichtlichen Ton, womit er über diese, ihm ziemlich fremden, Gegenstände sprach. Er verrieth sehr deutlich das Bestreben, sich der edlen Frau in dem gefälligsten Lichte zu zeigen. Ich war desto befangener, desto wortarmer an Klementinens Seite. Erst als wir an eine Stelle kamen, welche dicht mit allerlei Frühlingsblumen besäet war, fanden wir Stoff zu einer Unterhaltung, die sich lebhafter fortspann, weil wir sie beide mit gleichem Interesse führten. Welches heitere, lebendige Gefühl enthüllte sie mir in dieser Unterredung! Mit welcher sanften, jungfräulichen Wärme sprach sie von der Liebe der Pflanzen! Welcher rührende Ausdruck war in ihrem Gesichte, als ihre Seele einige Male den Blick zu dem ewigen Urheber der bunten Wunderwelt emporwarf, die uns entzückte! Unsere Un-

terhaltung rief in Klementinen einige Erinnerungen aus ihren Kinderjahren hervor, die so manche Aehnlichkeit mit der früheſten Zeit meines Lebens hatten. Auch sie war einige Jahre bei einer guten, einsam lebenden Verwandten gewesen, welche die erste Neigung zur Pflanzenkunde in ihr geweckt hatte. Sie erzählte mir alles dieses mit einer liebenswürdigen Offenheit. Man sah es, noch jetzt waren ihr die schönen Erinnerungen so lieb.

Diese wenigen Augenblicke hatten uns einander näher geführt, dieser Austausch von Empfindungen hatte uns vertrauter gemacht. Mitten in unserer Unterhaltung wurden wir gestört. Wir waren am Ziele unseres Spatzierganges, an einer artigen Einsiedelei, die Klementinens Großmutter im Walde hatte anlegen lassen. Ein ländliches Mahl erwartete uns hier. So eingezogen die gute Frau lebte, so sehr war sie eine Freundinn kleiner geselliger Kreise, so sehr wußte sie stille Fröhlichkeit zu wecken, und zu unterhalten. Ich war

ganz in der Stimmung, die dazu gehörte, und Aemil war zu gewandt, um sich nicht auch hier zu seinem Vortheile zu zeigen. Mit Verwunderung hörte ich ihm zu, als er, dem kein Vergnügen zu laut seyn konnte, den ruhigen Genuß des Lebens mit einer Art von Begeisterung pries. Aber selbst der Mißton, den er dadurch in meiner Seele erweckte, störte ihre Stimmung nur auf einen Augenblick. Ich war glücklich. Oft begegneten mir Klementinens Blicke, und wenn sie auch ihr Auge wieder senkte, so verbarg sie mir doch nicht die Freundlichkeit, die es erheiterte. Nach einigen Stunden kam ein Wagen, um uns abzuhohlen, und spät erst ritt ich mit Aemilen im Mondscheine nach der Stadt zurück.

Die Liebe hatte an diesem Tage große Fortschritte in meinem Herzen gemacht. Ich fühlte, daß ich die Empfindung, die mich zu Klementinen zog, nicht mehr unterdrücken konnte. „Ja, ich darf mich diesen Regungen ganz hingeben! sprach

ich lebhaft zu mir selbst, mit dem Gedanken an das geliebte Mädchen beschäftigt. Sie sind rein, wie die Seele des edlen Wesens, das sie in mir erweckt hat, sie dürfen sich zu den heiligsten Erinnerungen aus meiner Kindheit gesellen; sie sind rein, wie die Gefühle, die in jener glücklichen Zeit mein Herz bewegten."

Sie waren rein, und nie mischten sich unter sie, so warm auch meine Sehnsucht glühte, Empfindungen, vor welchen Klementine hätte erröthen dürfen. Hatte ich mit Schmerz auf die jüngste Zeit meines Lebens gesehen, so fühlte ich mich jetzt durch diese Liebe gleichsam wiedergeboren, und versöhnt mit dem beleidigten Schutzgeiste meiner schuldlosen Jugend.

Noch einige Male war ich mit Aemilen auf dem schönen Landsitze. Zwar hatte ich's noch nie gewagt, mich durch ein leises Wort gegen Klementinen zu verrathen, aber unser stilles Verständniß schien immer inniger zu werden, und sie schien mehr

und mehr zu ahnden, was ich schüchtern verbarg. Nichts störte das Glück dieser Augenblicke, als zuweilen eine eifersüchtige Regung gegen Aemilen. Hatte ich es gewagt, meine Blicke auf dem geliebten Mädchen ruhen zu lassen, hatten die ihrigen mich freundlich gegrüßt, so fand ich gewiß immer sein beobachtendes Auge auf uns gerichtet; aber er wußte den finstern Ausdruck, den ich nur einmahl darin zu überraschen glaubte, mit schneller Selbstbeherrschung in ein gefälliges Lächeln zu verwandeln. So oft er mit Klementinen sprach, kam eine feine Schmeichelei aus seinem Munde. Ich hatte mich in dieser Kunst immer für seinen Schüler erkannt; es war ganz gegen meine Gemüthsart, auf feine zierliche Worte zu sinnen, wo die lebhaft bewegte Empfindung selbst den treuen Ausdruck suchte und fand. Aemil schien mich zuweilen seine Ueberlegenheit in dem Talente angenehmer und witziger Unterhaltung fühlen lassen zu wollen. Dieses Betragen, das ich so wenig an ihm gewohnt war, wurde mir desto empfindli-

cher, je öfter ich bemerkte, daß Klementine ihm mit Vergnügen zuhörte. Zwar wendete sie sich mit einer sichtbar wärmeren Theilnahme zu mir, wenn ich sprach; aber sie hörte doch gern auf Aemils Schmeicheleien. Stoff genug zur Unruhe für meine besorgte Liebe! Und wie lebhaft mußte diese Unruhe werden, so oft Klementine Aemils Unterhaltung zu vermissen schien, wenn ich ohne ihn heraus gekommen war. Gewiß war es Täuschung, was mich quälte; denn natürlicher Weise mußte unser Gespräch stiller und minder belebt seyn, wenn ich mit Klementinen und ihrer Großmutter allein war, und nur durch Blicke, nur durch ein schüchternes Wort meine Empfindungen ihr zu verrathen wagte. Nein, damals liebte mich Klementine wahrhaft, liebte mich einzig, und es war etwas sehr gleichgültiges, wenn sie dem Ausrufe ihrer Großmutter: „Schade, daß ihr Freund nicht mitgekommen ist!“ eine flüchtige Frage nach Aemilen folgen ließ.

Die

Die Besorgnisse meiner Liebe machten mich kälter und zurückhaltender gegen Aemilen. Hätten nicht schon unsere verschiedenen Geschäftskreise uns jetzt sehr oft gehindert, Vergnügungen und Erhohlungen zu theilen, so würde ich angelegentlich gesucht haben, seiner Begleitung auszuweichen. In seiner Gegenwart konnte ich nicht mehr so offen mit Klementinen mich unterhalten, weil ich immer sein lauerndes Auge zu überraschen fürchtete.

Eines Tages war ich allein auf das Landgut hinaus gegangen. Klementinens Großmutter hielt ihre Nachmittagsruhe. Das Fräulein, hieß es, wäre im Garten. Ich ging hinab, und die Hoffnung, sie allein zu finden, hob mein unruhiges Herz. Lebhaft hatte ich diesen Augenblick gewünscht, um die lange verhehlte Empfindung frei reden zu lassen. Ich trat in die nächste Allee, und wie ward ich überrascht, als ich Klementinen an Aemils Seite gehen sah. Sie waren nicht zwan=

zig Schritte vor mir. Beide sahen sich um, und kaum hatte Klementine mich erblickt, als sie mir unwillkührlich ein Paar Schritte entgegen kam. Ihre frohe Bewegung verrieth sich deutlich in ihrem Gesichte. Zu heftig ergriffen, blieb ich unschlüssig und zweifelnd stehen. „Das heiß' ich überrascht! fing Aemil an, in dem Augenblicke nenne ich seinen Nahmen, und siehe da! er steht hinter uns. Gut, daß es seine Lobrede war, was er hätte belauschen können.“ — So sehr ich mit meinen Empfindungen beschäftigt war, so wenig entging es mir, daß Aemil nach diesen Worten uns beide, und besonders Klementinen, aufmerksam beobachtete. Eine leichte Wolke schien auf seiner Stirne zu liegen, und er blieb einige Augenblicke in Nachsinnen verloren. Damals mochte seine treulose Seele den schwarzen Gedanken ausbrüten, der die Ruhe meines Lebens vergiften sollte. Er richtete sich plötzlich auf, und indem er einen leichten Vorwand nahm, ging er schnell in einen nahen Bogengang.

Klementine und ich sahen uns einige Augenblicke schweigend an. Ich war zu bewegt, um meine Empfindungen lange unterdrücken zu können. O theure Klementine, rief ich, auf immer scheint mich die schöne Hoffnung zu fliehen, deren Erfüllung ich zu ahnden wagte. Ich glaubte Ihrer Theilnahme werth zu seyn, ich hoffte Ihre Liebe zu verdienen. — Klementine erröthete, zitterte. Seyn Sie mitleidig, fuhr ich lebhaft fort, sagen Sie mir alles, sagen Sie mir auf einmahl, was ich zu fürchten habe. Die ängstliche Erwartung meines Schicksals ist zu schmerzlich. Es wird mich niederdrücken, aber mein Anblick soll Sie nicht mehr stören, ich werde den Glücklichen, dem Sie Ihre Liebe schenken, nur beneiden.

Klementine sah mich mit Ueberraschung, mit sichtbarer Bewegung an. „Eugen, sprach sie schnell, Ihr Argwohn thut meinem Herzen weh. Noch nie, noch nie habe ich irgend einen Mann berechtigt, Liebe von mir zu fodern. Wie können Sie . . .

Bei diesen Worten hielt sie inne. Ich ergriff lebhaft ihre Hand. Und auch mich wollen Sie strenge zurück stoßen? sprach ich. Klementine antwortete nicht, aber aus ihrem Auge, das sie bald senkte, bald zu mir empor hob, sprach ein zärtliches Feuer. Jetzt glaubte ich, daß Aemil, der alle seine Schritte so klug und bedächtlich abzumessen pflegte, vielleicht nur feine Andeutungen, aber noch keine Aeußerung gewagt hatte, woraus Klementine hätte ahnden können, daß er der Gegenstand meiner eifersüchtigen Unruhe war. Meine Besorgnisse waren vermindert; und von der warmen Glut ihres Blickes durchdrungen, ließ ich nur die hoffende Liebe reden und bitten. Ich wagte es, Klementinen zu umfassen, und mit dem süßen Worte, das mich glücklich machte, sank sie in meine Arme.

Nach einigen seligen Augenblicken kamen wir ins Schloß zurück, und fanden Aemilen bei Klementinens Großmutter. Beide warfen sich Blicke zu, als wir her-

ein traten. Ein gleichgültiges Gespräch knüpfte sich an; aber Aemil brachte bald seine Anspielungen auf mein Verhältniß mit Klementinen vor, und die Großmutter lächelte freundlich dazu. Ich ward desto verlegener, desto unruhiger, je mehr ich den verhüllten Sinn seiner Worte errieth. Während sich die Frauenzimmer zu einem Spatziergange ankleideten, blieb ich einige Minuten mit ihm allein. „Ich muß Euch beiden wohl einhelfen, sprach er. Ihr lebt so ganz in den ätherischen Räumen der Liebe, daß ihr gar nicht an die Schritte denkt, die auf Erden doch einmahl gethan werden müssen. Du wirst es Deinem Freunde hoffentlich danken, daß er die Mühe übernommen hat. Ich wünsche Dir Glück. Es kommt nur noch auf Deine eigene Erklärung an, und Du wirst Alle für Deine Wünsche geneigt finden, und der schöne Roman wird ohne Verwikkelungen zum ersehnten Ende eilen."

Mit Ueberraschung sah ich Aemilen an. Ich wußte nicht, was ich glauben sollte,

ich wußte nicht, ob ich mich in meinen eifersüchtigen Vermuthungen geirrt hatte, oder ob Aemil so großmüthig war, der Freundschaft seine Liebe aufzuopfern. Diesen Gedanken hielt ich fest, und lebhaft bewegt ergriff ich Aemils Hand. Edler Mann, o ich fühle Deine Großmuth... — Ich wollte noch etwas hinzusetzen, ich wollte ihm das Geständniß seiner Liebe zu Klementinen abdringen, und ihm dann betheuern, daß ich s e i n Glück nie stören werde. Er unterbrach mich schnell, als ich kaum jene Worte ausgesprochen hatte. „Was willst Du? Ich bitte Dich, spiele die Sache doch nicht ins Romantische. Was wäre denn hier so außerordentliches? Ich beobachtete Euch, ich sah Eure Liebe entstehen und wachsen — was war natürlicher als mein Wunsch, Euch bald zum Ziele zu führen, da ich diese Verbindung unter allen Rücksichten höchst vortheilhaft für euch Beide fand?“

Diese Worte nahmen mir allen Zweifel. Ich schämte mich des Argwohns, den ich

gegen Aemilen gehegt hatte, und war froh, ihm diese Regung nur sehr zweideutig verrathen zu haben. Ruhiger hörte ich nun an, was er mir noch über das Verhältniß sagte, woran er so wahren Antheil zu nehmen schien, und ich konnte ihm jetzt lebhafter und unbefangener danken, als es vielleicht der Fall gewesen seyn würde, wenn ich seine Großmuth zu erfahren geglaubt hätte.

O welcher Ausdruck könnte das selige Gefühl schildern, das meine Seele erfüllte, das Klementine so innig zu theilen wußte. Ich machte eine Reise zu ihren Aeltern. Ich fand keine Schwierigkeiten und berechnete den Augenblick, der meine Verbindung segnen sollte, nur noch nach Tagen. Er kam, Der Morgen graute, als wir nach der stillen Dorfkirche fuhren. Wir mußten einige Minuten warten, ehe sie geöffnet ward, und standen unter der Kirchhofslinde, den Blick nach Osten wendend, wo aus dem Meere der Morgenröthe die ersten Strahlen der Sonne hervor

blitzten. Schweigend genoß ich einige Augenblicke das herrliche Schauspiel, und als ich in Klementinens glänzendem Auge mein Gefühl wiederfand, rief ich, sie umschließend: So geht der Morgen unseres Glückes auf! „Mein Glück in Deinem Glücke!" antwortete sie, sich sanft an mich lehnend.

Ja, diesen Hoffnungen schien die herrlichste Erfüllung zu winken, und nie gab es ein schöneres Bild eines glücklichen Erdenlebens, als das erste Jahr unserer Verbindung. Freilich waren wir nicht so ganz gleich gestimmt, als ich's in der ersten Zeit meiner Bekanntschaft mit Klementinen geglaubt hatte. Was ich für tiefes, inniges Gefühl gehalten hatte, war wohl nichts als unbefangene Kindlichkeit des Gemüths, als eine gewisse Beweglichkeit der Empfindung. Ich machte bald die Erfahrung, daß sie mich nicht immer faßte, daß sie in mein Gefühl nicht ganz einzugehen verstand, wenn ich das Innerste meiner Seele vor ihr aufschloß; ich sah bei man-

cher unbedeutenden Veranlassung, wie nachgiebig sie sich neuen Eindrücken überließ, und wie leicht es war, sie einzunehmen. Aber alle diese Bemerkungen, die mir freilich in jener Zeit, bei meiner noch so leidenschaftlichen Stimmung, kaum deutlich wurden, konnten meine Liebe nicht mindern. Klementinens heiteres, reines Gemüth und ihre zärtliche Anhänglichkeit an mich, verriethen sich in jedem Augenblicke so sehr, daß mein Glück nicht die geringste Störung erlitt. Sagte mir ein dunkles Gefühl, daß gerade ihr leichteres Wesen am besten zu dem Ernste passe, der mir immer mehr eigen ward, zu der schwärmerischen Spannung, die ich noch immer nicht verloren hatte? Gab mir ein dunkles Gefühl die Beruhigung, die man wirklich bei der Erfahrung hohlen kann, daß Verschiedenheit der Gemüthsart, wenn sie nicht schneidend ist, das Glück der Ehe nicht gerade aufhebe?

Ja, jetzt sehe ich es wohl, ich bin nicht ganz unschuldig an den Verirrungen, wo-

zu sich die Unglückliche späterhin verleiten ließ. Hätte ich die Menschen und die Welt besser gekannt, so würde ich mich bemüht haben, Klementinens Gemüth mit ruhigem Blicke zu erforschen, durch das Gemeinschaftliche, das ich gefunden hätte, uns fester zu verbinden, und dem Widersprechenden seine störende Kraft zu nehmen. Dann wäre unser Leben ein harmonischer Laut geworden, der nicht aus gleichen Tönen, sondern aus dem Zusammenklang verwandter Töne erwächst. Ich würde sorgfältig gestrebt haben, das Eigene meiner Stimmung und meiner Ansichten Klementinens Sinnesart anzuschmiegen, und ihr leichtes Gemüth mit freundlicher Schonung zu stärken, zu erheben, ich würde — doch ach! warum mahle ich mir das Bild eines Glükkes aus, das ich hätte genießen können? Meine Vergangenheit liegt einmal hinter mir in Trümmern, aus welchen selbst für die Erinnerung nur schnell welkende Blumen erblühen.

Auch mein Oheim war sehr zufrieden mit der Verbindung, die ich geschlossen

hatte. Klementine gewann seinen Beifall. „Sie scheint Anlage zu haben, sagte er zu mir, einen gewissen Instinkt sich auszubilden. Was ihr abgeht, wird sie sich bald erwerben können, und was mir an ihr nicht gefällt, ihr zurückhaltendes ländliches Wesen, das ist etwas, wovon sich unsere jungen Weiber, nach ihrem Eintritte in die Welt, mit einer überraschenden Leichtigkeit losmachen."

Noch sichtbarer zeigte mein Oheim seinen Beifall durch die Theilnahme und Auszeichnung, die er Klementinen bewies. Sie war die Königinn jedes Festes, das er veranstaltete. Die Feinheit, die er in seine Aufmerksamkeiten legte, mußte diesen in Klementinens Augen noch höheren Werth geben, und unverstellt, wie sie jetzt noch jede Regung äußerte, verrieth sie deutlich, daß sie sich nicht wenig geschmeichelt fühlte. Ich war weit entfernt, zu fürchten, daß diese Lebensweise einen gefährlichen Einfluß auf ein so empfängliches, noch so wenig fest gebildetes, Gemüth ha-

ben, daß Zerstreuungssucht es verderben könne. Ja, auch meiner Eitelkeit that der Beifall wohl, den Klementine fand. Und wenn auch das unruhige Leben meiner Neigung widerstrebte, meine Geschäfte banden mich jetzt so sehr an die Stadt, daß ich noch auf lange Zeit dem Wunsche entsagen mußte, mein Glück mit Klementinen in der Stille eines ländlichen Aufenthalts zu genießen.

Ehrgefühl und lebhafte Ueberzeugung von meiner Pflicht gegen das Vaterland, verboten mir jetzt den Gedanken, diese Beschränkung aufzuheben. Die Gunst des edlen Fürsten, die mir geworden war, weckte natürlicher Weise das Bestreben in mir, mich jeder Auszeichnung, die ich erhielt, werth zu zeigen, und den Wunsch, mir neue Ansprüche zu erwerben. Ich stieg schnell empor, und als seit meiner Verbindung mit Klementinen ein Jahr verflossen war, erhielt ich eine wichtige Sendung ins Ausland. Klementinen erlaubte ihr Zustand nicht, mich zu begleiten; ich sollte

nach meiner Rückkehr sie als Mutter wiederfinden, und mit erhöhter Liebe umarmen.

Von ihren Thränen, ihren Wünschen begleitet, reisete ich mit dieser schönen Hoffnung ab. O der schmerzliche Abschied war auch die Scheidestunde meines Glückes! Meine Geschäfte wurden immer verwickelter, schwieriger, und meine Rückkehr verzögerte sich von Monate zu Monate. Den ersten Schlag, der mich gleichsam prüfen sollte, ob ich stark genug für so viele Leiden wäre, gab mir die Nachricht von dem Tode des Sohnes, den mir Klementine geschenkt hatte. Sie meldete mir dieselbe mit dem ganzen Schmerze des zerrissenen Mutterherzens. Die zwei oder drei folgenden Briefe waren noch aus demselben verwundeten Gefühle geflossen; der vierte sprach von den Zerstreuungen, die ihr mein Oheim machte, und die wohlthätig auf sie wirkten, in dem fünften fand ich sie ganz heiter, und in dem sechsten, den ich erst nach einem langen Zwischenraume

erhielt, sprach ein Sinn, der den Eindrükken des Vergnügens und der Zerstreuung ganz geöffnet war. Aber alle gaben mir so viele Versicherungen von der Fortdauer ihrer Zärtlichkeit, daß nicht die leiseste Besorgniß in mir aufstieg. Ja, selbst den Umstand, daß in ihren letzten Briefen jene süßen Betheurungen, die ein einfacher Ausruf des geliebten Herzens so beredt machen kann, mit vielen und gesuchten Worten ausgesprochen waren, fand ich gar nicht auffallend, und dankte den Zerstreuungen meines Oheims, welche ihren Kummer gelindert hatten.

Ich genoß keine ähnliche Wohlthat. Alles vereinigte sich, meine Seele zu verfinstern. Der Minister, unter dessen Leitung ich mein Geschäft betrieb, verlangte einen Schritt von mir, den ich für unredlich und niedrig hielt, der dem öffentlichen Wohle fremd war, und bloß aus eigennüzzigen Rücksichten gefodert wurde. Ich erklärte mich offen, aber nicht unbescheiden dagegen. Der Minister bestand dringend

auf seinem Verlangen, und suchte mich über seinen wahren Bewegungsgrund zu täuschen, durch sophistische Kunstgriffe mich zu blenden, durch Versprechungen mich zu verleiten. Empört durch diesen unwürdigen Antrag, durch diese Beleidigung meines Charakters, sprach ich freimüthiger, stärker. Damit schien die Sache abgethan zu seyn. Einige Zeit nachher that ich einen wichtigen Schritt in den Unterhandlungen, die mir aufgetragen waren. Der Minister mißbilligte ihn, so genau ich auch den Sinn seiner Anleitung befolgt hätte, die freilich, vielleicht mit Absicht, dunkel ausgedrückt war. Ich ward abgerufen; ein anderer sollte das Geschäft vollenden, und um die Kränkung noch bitterer zu machen, gab man mir meine Entlassung.

Ich hoffte die Welt, wo meine Grundsätze so vielen Widerspruch erfahren, ich hoffte Alles in Klementinens Armen zu vergessen, für Alles in ihrer Liebe Ersatz zu finden. Schon hatte ich den Plan zur Einrichtung meines väterlichen Gutes ent-

worfen. Gleich nach dem Ende des Winters wollte ich mit Klementinen in die stille Gegend eilen. Wie leicht glaubte ich dann alle schmerzlichen Eindrücke verwischen zu können! Wie reitzend war das Bild des Glückes, womit ich meine trübe Stimmung zu erheitern suchte.

Mit schönen Hoffnungen kehrte ich zu Klementinen zurück. O was sollte ich finden! Sie kam mir mit lebhafter Zärtlichkeit entgegen; es war das letzte Auflodern der Empfindungen, die einst ihr Herz erwärmt hatten. Wir mußten uns, ich fühlte es, so viel sagen; aber Klementine schien dieses Gefühl nicht zu theilen. Sie kam bald auf eine gleichgültige Unterhaltung, und in ihren Aeußerungen über die Kränkung, die man mir bereitet hatte, lag weniger Theilnahme, als ein leiser Vorwurf. Klementine, sprach ich, Du hast gewiß das ganze Verhältniß nicht richtig eingesehen, weil ich diese Worte von Dir hören muß. — „Dein Oheim hat mir alles erzählt, ant-

antwortete sie. Vielleicht hättest Du wohl mehr Schonung beobachten können. Deine Freunde sind der Meinung, daß Du Dich Deiner Lebhaftigkeit zu sehr überlassen hast.“

Ich würde meine Freunde um ihre Selbstbeherrschung nicht beneiden, wenn sie ein kränkendes Mißtrauen gegen ihren Charakter gleichgültig ertragen könnten. Aber Du, liebe Klementine, Du kannst diese Meinung nicht theilen, Du kannst meine Gesinnungen nicht verkennen, setzte ich lebhaft hinzu, und erzählte ihr umständlich die ganze Geschichte. Sie schien mir theilnehmend zuzuhören. Nein, nein, ich würde Deiner Achtung, Deiner Liebe nicht werth seyn, wenn ich anders gehandelt hätte, fuhr ich fort, sie in meine Arme schliessend. Ihre Antwort hatte mich beruhigt, als ein Besuch unsere Unterhaltung störte. Aber je mehr Gelegenheit ich an diesem Tage noch erhielt, Klementinen zu beobachten, desto sichtbarer ward mir die Verän-

derung, die in ihrem ganzen Wesen vorgegangen war. Die heitere Natürlichkeit, die ich sonst mit theilnehmender Freude in ihr gefunden hatte, war verloren. Die Ziererei in ihrer Sprache und in ihrem Betragen, ihr gesuchter Witz, ihre Sucht zu glänzen: alles war mir unangenehm auffallend. Ich fand Klementinen, so wie sie mir in den glücklichen Tagen meiner Liebe erschienen war, meine edle, einfache Klementine nicht wieder.

Diese schmerzliche Ueberraschung ward durch alles, was ich sah und hörte, mit jedem Tage erhöht. Aemil kam jetzt häufiger in mein Haus, und ich bemerkte bald, daß sein Betragen gegen Klementinen sich etwas verändert hatte. Der Ton, worin er sich mit ihr unterhielt, war leichter, munterer, als vordem, und in seinen Schmeicheleien schien mehr Berechnetes, mehr Absicht zu liegen, so sorgfältig er alles vermied, was mich hätte beunruhigen können. Klementine selbst war freier und offener gegen ihn, und schien gern in den Ton einzustimmen,

den er angab. Aemil hatte sich in meinem Vertrauen zu fest gesetzt, als daß der leiseste Argwohn in mir aufgestiegen wäre. Während meiner Abwesenheit hatte er Klementinen eine Theilnahme bewiesen, die so uneigennützig, so edel zu schein schien; desto weniger befremdete es mich, wenn ich ihn jetzt öfter, als es sonst der Fall gewesen war, bei ihr fand. Gegen mich war er noch immer der Alte; dieselbe Gefälligkeit, dieselbe zuvorkommende Aufmerksamkeit. Er billigte die Schritte, die ich gethan hatte, und munterte mich auf, meinen Feinden mit edlem Stolze zu begegnen, obschon ich, seinem Wunsche nach, die verlassene Laufbahn wieder betreten sollte.

Mein Oheim aber äußerte so viel Mißfallen, als ich es nach dem Winke, den mir Klementine gegeben hatte, erwarten konnte. „Das alles verdanken Sie der unpassenden Leitung, die Sie in ihrer Jugend erhalten haben, sprach er. Ich glaube, meine Schwester würde es

selbst einsehen, wenn sie noch lebte. Was wollen Sie in der Welt mit diesen Grundsätzen anfangen?" Ich war in einer zu lebhaften Stimmung, um schweigen zu können. Unsere Grundsätze werden nie zusammen passen, antwortete ich empfindlich. — „Ich sehe es selbst, hob mein Oheim wieder an. Aber kann es zweifelhaft seyn, wen deshalb ein Vorwurf trifft? Sie würden in der That sehr wohl thun, auf die Grundsätze bewährter Erfahrung zu achten."

Damit brach mein Oheim die Unterhaltung ab. So unzufrieden er mit mir war, so schmeichelnd, so gefällig zeigte er sich auch jetzt noch gegen Klementinen, die immer mehr Werth auf seinen Beifall zu legen, und eifriger darnach zu streben schien. Ich kam seltner in sein Haus, aber sie folgte immer seiner Einladung, wenn ein Vergnügen sie erwartete. O wohin war die schöne Zeit, wo wir unser Glück so lebhaft fühlten, wenn wir es fern von jeder Störung genossen. Eines Tages

war ich in Gesellschaft bei meinem Oheime. Er trat mit mir zu Klementinen. „Wollen Sie es nicht versuchen, Ihre Gewalt gegen unsern Freund geltend zu machen? sprach er zu ihr. Gewöhnen Sie doch diesen Paradiesvogel, der immer nur in den Lüften fliegt, auch einen Fuß auf die feste Erde zu setzen. Ihnen allein kann es noch gelingen."

Wie können Sie mir noch so viel Gewalt zutrauen? antwortete Klementine lächelnd. Glauben Sie denn, daß es bei uns Flittermonate und Honigjahre gebe?

Schon dieser Scherz war mir schmerzlich auffallend; aber wie ward mir, als sie in die Behauptung einstimmte, die jemand hinwarf: daß einer Frau an der Meinung anderer Frauen von ihrem Geliebten weit mehr liege, als an dem Urtheile, das sie selbst über ihn fälle. Das sollte ich aus Klementinens Munde hören? Aus Klementinens Munde diese Worte, die dem

Geschlechte, dessen Zierde sie war, alle schöne Empfindung absprechen, und ein Gefühl, das uns so glücklich gemacht hatte, für eine bloße Regung der Eitelkeit ausgeben? Einige Tage nachher hörte ich eine ähnliche Aeußerung von ihr. Nein, rief ich lebhaft, nein, ich kann es nicht glauben, daß dieß Deine Meinung, Dein Gefühl ist, Klementine. Ich bitte Dich, sage mir, wer ist der böse Geist, der aus Dir spricht? — Klementine brachte mit sichtbarer Verlegenheit noch etwas vor, um die Behauptung zu rechtfertigen, zu entschuldigen. Ich sah sie schweigend an, und entfernte mich nach einigen Augenblikken. Die Gewißheit, daß Klementinens Herz sich verändert habe, erfüllte meine Seele mit schmerzlichen Gefühlen.

Ich sollte es bald erfahren, wer zu dieser Veränderung beigetragen hatte. Als ich eines Tages von einem Spatzierritte zurück kam, wollte ich zu Klementinen gehen. Gedankenvoll öffnete ich die Thüre; aber unbeweglich blieb ich stehen, als ich

Antonien erblickte, die neben meiner Frau auf dem Sofa saß. Sie verlor ihre Fassung im geringsten nicht, und erwiederte meinen verlegenen Gruß mit der größten Unbefangenheit. Auch ich sammelte mich bald wieder, und war ziemlich ruhig, so lange der Besuch noch währte. Als sich Antonie nach einer Viertelstunde entfernt hatte, fragte ich Klementinen, ob sie jene schon lange kenne. „Seit einigen Monaten" antwortete sie. „Du wirst hoffentlich nichts dawider haben, daß ich auf die Bekanntschaft einer talentvollen und geistreichen Frau einigen Werth lege" setzte sie hinzu, mich scharf ansehend. — Du weißt, liebe Klementine, hob ich wieder an, ich habe Dich in der Wahl Deines Umgangs nie eingeschränkt; aber es würde mir sehr unangenehm seyn, wenn Du dieser Frau Deine Freundschaft schenken wolltest. Sie ist Deiner nicht werth, fuhr ich nach einer Pause fort, und erröthend vor meinen Erinnerungen, suchte ich ein anderes Gespräch anzuknüpfen.

Ich fand Antonien seitdem nicht wieder in meinem Hause; aber Klementine selbst brachte mich einige Zeit nachher auf den Argwohn, daß sie jene Frau wiedergesehen habe. Sie lenkte die Unterredung auf diesen unwürdigen Gegenstand. „Du scheinst gegen sie eingenommen zu seyn, sprach sie. Aber gehörtest Du ehedem nicht auch zu ihren Freunden?" Die Frage überraschte mich, denn noch nie war zwischen mir und Klementinen von jener Verbindung die Rede gewesen. Weil ich sie für besser hielt, als sie ist, antwortete ich endlich. „Du liebtest Sie?" fuhr Klementine fort, und erröthend schlug sie die Augen nieder, als sie die Worte gesprochen hatte. Ich glaubte sie zu lieben, ehe ich das Gefühl kannte, das mich zu Dir gezogen hat, sprach ich nach einer Pause, und erzählte ihr dann das ganze Verhältniß mit Antonien, so wie ich es einem Herzen erzählen konnte, das ich für rein und schuldlos hielt. Du fühlst selbst, Klementine, setzte ich hinzu, was sich daraus auf den Charakter schließen läßt.

Klementine hatte mir mit sichtbarer Bewegung zugehört, und oft ihre Farbe verändert. Sie verrieth lebhafte Unruhe, und vermied es, ihr Auge zu mir zu erheben, als ich meine Blicke auf ihr ruhen ließ. Endlich stand sie auf. O nein, nein, ich werde sie nicht wiedersehen, sprach sie, und entfernte sich schnell.

Seit diesem Tage bemerkte ich an Klementinen eine Traurigkeit, die mir die lebhaftesten Bekümmernisse erweckte. Ihr ganzes Wesen schien verwandelt zu seyn. Sie nahm keine Einladung, sie nahm kaum Besuche an, und nur dann gelang es meinem Oheime, sie zur Theilnahme an einem Vergnügen zu bewegen, wenn ich meine Bitten mit den seinigen vereinte. So oft ich sie allein fand, waren ihre Augen naß, oder sie saß gedankenvoll, ohne mich zu bemerken. Vergebens bat ich sie, mir die Ursache ihres Kummers mitzutheilen. Sie suchte mit zitternder Stimme einer Antwort auszuweichen, meine zärtlichen Besorgnisse zu beruhigen, und entfernte sich,

wenn es ihr nicht gelang, ihre Bewegung zu unterdrücken. Ich vergaß alles, was mir seither an ihr mißfallen hatte; meine Theilnahme war inniger, meine Liebe wärmer als je, und ohne zu ahnden, was die Unglückliche litt, theilte ich jede schmerzliche Empfindung, die ich in ihren Blicken zu lesen glaubte.

Unter ängstlichen Bekümmernissen hatte ich einige Wochen gelebt, als der Frühling kam. Schon war alles auf meinem Gute in Ordnung gebracht, und ich hoffte, daß der ländliche Aufenthalt Klementinens geheimen Kummer zerstreuen, daß die glückliche Zeit meiner Liebe schöner mir zurückkehren werde. Als ich eines Abends von einem Spatziergange nach Hause kam, ging ich zu Klementinen, um ihr eine Päonie zu bringen, die fast auf derselben Stelle gepflückt war, wo ich sie vor zwei Jahren zum ersten Male gesehen hatte. Klementine saß, den Kopf auf den Arm stützend, im Lehnstuhle, und hörte mich nicht, als ich zu ihr trat. Liebe Klementine,

hob ich an, die Blume ihr reichend, sie soll auch Dir den glücklichen Augenblick zurück rufen. — Die Gewalt dieser Erinnerung schien sie lebhaft zu ergreifen. Sie beugte sich auf meine Hand herab, und ich fühlte die heißen Thränen, die aus ihren Augen stürzten, ich hörte die Seufzer, die sich ihrem gepreßten Herzen entwanden. O geliebtes Weib, rief ich, zu ihren Füßen stürzend, trage nicht länger allein den Kummer, der Dich drückt. Laß die glücklichen Tage zurück kommen, wo wir, vereinigt, heitere und trübe Stunden genossen; o laß uns alle, alle Empfindungen theilen. Ich hielt Klementinen fest umschlossen. O Eugen, Eugen! sprach sie mit schmerzlichem Ausdrucke, und lag, in Thränen zerfließend, an meinem bewegten Herzen. Plötzlich riß sie sich los. „Fort, fort! rief sie mit Heftigkeit. Nicht mehr in meinen Armen! Ich bin Deiner nicht würdig.“ Sie hielt einen Augenblick inne, und setzte dann mit zitternder Stimme hinzu: Ich bin entehrt. Aemil... Sie konnte nicht weiter reden, und ihr Gesicht

mit beiden Händen bedeckend, sank sie in den Lehnstuhl zurück. Vernichtet von den schrecklichen Worten, blieb ich unbeweglich vor ihr stehen. Endlich erhob sich Klementine, und sah mich mit starren Blicken an. „Du fliehst mich nicht? rief sie. Du häufst nicht Verachtung und Fluch auf mich? Dieser Ausruf gab mir Bewußtseyn und das Gefühl meines Schmerzes wieder, dessen furchtbares Gewicht mir die Besinnung geraubt hatte. O Klementine, Klementine, so tief konntest Du sinken! rief ich lebhaft. Sie hob ihr Auge verzweiflungsvoll zum Himmel, und eilte, die Hände ringend, aus dem Zimmer.

Ich habe Dir erzählt, mein edler Freund, wie ich allmählich zu der Entdekkung geführt ward, welche mein Glück so schrecklich zerstören sollte. Laß mich Dir jetzt in wenigen Worten mittheilen, was ich in Klementinens späteren Geständnissen, und in den Papieren, die sie mir zurück gelassen hat, für die Geschichte ihrer unglücklichen Verirrung gefunden habe.

Mein Oheim und Aemil suchten Beide, aus verschiedenen Bewegungsgründen, Klementinen in den Wirbel der Zerstreuung zu reißen. Der Eine fühlte seine Eitelkeit geschmeichelt, ihre Erziehung für die Welt zu vollenden, und wollte sich die, seiner Meinung nach sehr verdienstliche, Mühe nehmen, ihre Anlage zum Leichtsinn auszubilden. Was kümmerte es ihn, daß Klementinens Charakter dabei Gefahr lief, wenn das Vergnügen seines Umgangs erhöht wurde! Der andere fand es ganz übereinstimmend mit dem Plane, den er wahrscheinlich in dem Augenblicke entworfen hatte, wo er sah, daß Klementine mir den Vorzug gab. Seiner kalten Seele, die nur von der Begierde auf Augenblicke erwärmt ward, konnte es nicht schwer werden, die Erfüllung ihrer Wünsche erst von einer günstigeren Zukunft zu erwarten. Die Bemühungen beider gelangen über ihre Erwartung, denn sie schienen zu fürchten, daß Klementinens einfache Natürlichkeit ihnen Hindernisse machen werde, und glaubten, daß sie schon etwas von

meiner Ueberspannung, wie man es nannte, angenommen hätte. Klementinens Eigenliebe ward genährt, ihre Eitelkeit gereitzt, und es dauerte nicht lange, so war die unglückliche Veränderung schon bewirkt, die mich bei der Rückkehr in meine Heimath so schmerzlich überraschte.

Was diese treulose Sorgfalt nicht vermochte, das sollte Antonie vollenden. Aemil, der seine Freundschaft mit dieser Frau nie abgebrochen hatte, Aemil machte Klementinen mit ihr bekannt. Sie ward mit Aufmerksamkeit, mit freundschaftlicher Theilnahme empfangen, und in ihrer Unerfahrenheit überließ sie sich so leicht dem Eindrucke, den man auf sie machen wollte. Antonie erwähnte gleich anfangs auch meiner, als eines alten Bekannten, in Ausdrücken, deren absichtliche Dunkelheit sich Klementine erst späterhin aufklären konnte. Hier war es, in der gefährlichen Gesellschaft, welche diese Frau um sich versammelt hatte, in dem Kreise berauschender Zerstreuungen, hier war es, wo Kle=

mentinens Sinnlichkeit geweckt, wo die reine Blüte ihrer Seele zerstört ward. Diese Stimmung hatte Aemil erwartet, um die Unglückliche zu verderben. Seine Schmeicheleien, seine Huldigungen, worin sie anfangs nichts, als die Theilnahme des Hausfreundes gesehen hatte, wurden verführerischer, seine Wünsche verriethen sich deutlicher und wärmer. Jetzt glaubte er, der günstige Augenblick sey gekommen, wo er mich in Klementinens Achtung herab setzen, und mein Bild in ihrem Herzen verdunkeln könne. So schlau er dasjenige auswählte, was Eindruck machte, so fein wußte er seinen Tadel unter dem erkünstelten Ausdrucke von Schonung zu verbergen, um sich selbst in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Die Erwähnung meiner Verhältnisse mit Antonien ward auch dazu benutzt. „Eugen war ehedem ihr vertrauter Freund, hieß es. Freilich hat er sich nicht so gegen sie betragen, wie es seine Freunde von ihm rühmen zu können wünschen. Aber man kann es so lebhaften Gemüthern, wie das seinige, nicht zum Vorwurfe rechnen, daß

sie veränderlich sind; es liegt in ihrem Wesen. Neue Reitze, neue Flammen. In einer großen Stadt sind der schönen Verführerinnen so viele..." Klementine verrieth lebhafte Ueberraschung. „Wie! fuhr Aemil fort, Antonie hat nie Empfindlichkeit gegen unsern Freund verrathen, wenn die Rede von ihm war? Wie edel! Welches Zartgefühl!"

Auch Klementinens Eitelkeit war so sehr im Spiele bei den Aufmerksamkeiten, welche Aemil ihr erwieß. Man hatte so oft von seiner Kälte, von der Unbezwinglichkeit seines Herzens gesprochen. Welcher Triumph, ihn zu fesseln! Wie schmeichelnd klang es, wenn man sie, erst leise und bald laut, die Besiegerinn des Unüberwindlichen nannte! Nichts hielt sie zurück auf dem Wege der Verirrung, den sie betreten hatte. Die Stimme ihres edleren Selbstes war betäubt; alles, was sie im Umgange mit Antonien sah und hörte, lockte sie schmeichelnd vorwärts in den Abgrund.

Hier, wo Sittenverderbniß sich so oft ohne Schleier zeigte, hier fand sie so viele Andere, die manche Triumphe zählten, und deren Ruf niemand zu schelten wagte, ja, die Ehre und Lob dafür genossen, daß sie sich über dasjenige weggesetzt hatten, was man gemeine Vorurtheile nannte. Endlich kam, von Antonien verrätherisch herbei geführt, der Augenblick, den Aemil zu benutzen wußte, der unglückliche Augenblick, der Klementinens Herz befleckte, und die Ruhe ihrer Seele unheilbar vergiften sollte.

Wenn auch die strafende Stimme ihres Inneren nicht sogleich erwachte, es gab doch schon Stunden, wo Klementine ihre Unruhe nur durch Zerstreuungen unterdrücken konnte. Aber kaum hatte ich ihr die Geschichte meiner Verbindung mit Antonien wahr und offen erzählt, so war ihr Aemils Charakter und sein treuloses Betragen enthüllt. Durch die stillen Betrachtungen, welchen sie sich von

nun an überließ, ward ihre Seele zu dem lebhaften Eindrucke vorbereitet, den ich durch die Erinnerung an die Tage ihrer schuldlosen Jugend auf sie machte.

Ich eilte aus dem Hause, als Klementine sich entfernt hatte, und verlor mich in die dichtesten Alleen des öffentlichen Spatziergangs. Ich war noch betäubt von Klementinens schrecklichem Geständnisse. Betrogen von dem Weibe, ohne dessen Liebe kein Glück mehr für mich war, schändlich verrathen von dem Freunde, dem ich so fest vertraut hatte — diese Gedanken waren das Schwert, das meine Seele durchbohrte, und sie allein konnte ich schmerzlich unterscheiden in meiner dumpfen Betäubung. Mit schnellen Schritten ging ich auf und nieder. Als ich plötzlich aufblickte, stand Aemil vor mir. Bei seinem Anblicke wichen die Schmerzen, die in meinem Innern tobten, der heftigsten Wuth. Er wollte mich freundlich umarmen, als mein wilder Blick ihn zurück schreckte.

Fort, elender, tückischer Verräther! rief ich. Verächtlicher Mensch! . . Aemil trat einige Schritte zurück, aber schnell erhohlte er sich von der Ueberraschung, die ihn bei meinen Worten ergriffen hatte. „Sie setzen ihre Lunge unnöthig in Bewegung, sprach er kalt. Was wollen Sie?“ Ich that mir Gewalt an, so sehr der Ton seiner Antwort mich empörte. Sie haben Recht, hob ich wieder an, nur ein Paar Worte habe ich Ihnen für immer noch zu sagen, und die kann ich Ihnen mit Ruhe sagen. — Ich bestimmte ihm Zeit und Ort, wo ich ihn bewaffnet erwarten wollte, und ließ ihn stehen, nachdem ich noch einen Blick der Verachtung auf ihn geworfen hatte.

Ich ging nicht nach Hause, sondern übernachtete bei einem Bekannten, der mich als Sekundant begleiten sollte. Bei Tagesanbruche eilten wir auf den Kampfplatz, und einige Minuten nachher erschien Aemil mit seinen Begleitern. Er focht mit Kunst und Ruhe gegen meine

Wuth, und schon im ersten Gange ward ich verwundet. Ich band ein Tuch um meinen Arm, und setzte den Kampf lebhafter fort. Eine Blöße bemerken, die mein Gegner gab, sie benutzen und ihn todt zu meinen Füßen strecken, war das Werk eines Augenblicks. Meine Wuth erlosch, als ich sein Blut aus der weiten Wunde strömen sah, und der plötzlich erwachende Ruf in meinem Innern, der mir Mord vorwarf, erhöhte nur meine Schmerzen, meine Verzweiflung.

Ich war so erschöpft, daß ich kaum den Weg nach Hause finden konnte. Meine Wunde ward bedenklicher. Sobald der Verband angelegt war, stürzte Klementine ins Zimmer. Die Nachricht, daß ich die Nacht außer dem Hause zugebracht habe, die Unruhe, die bei meiner Rückkehr entstanden war, alles hatte ihre Besorgnisse geweckt, und sie fand ihre bange Ahndung bestättigt, als sie den Wundarzt erblickte. O Gott! O Gott! rief sie mit schmerzlichem Aus-

drucke, und ihre aufgelösten Haare, die zerstreut um ihr blasses Gesicht wehten, fielen auf ihre gerungenen Hände. Ihr Anblick rührte mich tief. Sey ruhig, Unglückliche! sprach ich bewegt, als wir allein waren. Meine Stimme schien Klementinen aus ihrer starren Betäubung zu wecken. Sie stürzte zu meinen Füßen, sie umfaßte meine Knie. „Auf mich, auf mich fällt die Schuld des vergossenen Blutes! rief sie. O gib mir den Tod!"

In diesem Augenblicke trat mein Sekundant hastig ins Zimmer. Alles ist ruchtbar, sprach er. Fliehen Sie schnell. Sie sind nicht eine Stunde sicher. — Diese Worte vernichteten Klementinen. „Mord? Mord? O ich Unglückliche!" rief sie mit dem Tone der Verzweiflung, und stürzte ohne Besinnung nieder. Ich bat meinen Freund, alles zu meiner Abreise anzuordnen, und eilte, mich mit Klementinen zu beschäftigen. Endlich schlug sie die Augen auf. „Du bist noch da?" sprach sie. „O fliehe, fliehe! Ueberlaß

mich den Schmerzen, die von nun an nicht mehr von mir weichen können..."

Beruhige Dich, Klementine, antwortete ich mit zitternder Stimme. Ich reise in einigen Stunden ab. Geh zu Deiner Großmutter, da wird Dein Herz Heilung und Ruhe finden. — „O nimmer, nimmer!" hob sie wieder an. „Ich werde diesen Augenblick, ich werde meine Schande nicht lange überleben. Laß mir nur einen Trost — fluche mir nicht!"

Nein, Unglückliche, sprach ich gerührt, ich werde Dir nicht fluchen. Ich fühle, was in Deiner Seele vorgeht. Mein Herz wird nur Mitleid für Dich haben, meine Erinnerung nur Thränen für die Gefallene.

Mein Freund kam in diesem Augenblicke zurück. Alles war zu meiner Abreise bereit. Er wollte mich begleiten; aber ich bat ihn, zurück zu bleiben, und für Klementinen zu sorgen. Ich war es meiner Ehre, ich war ihr die Schonung schul-

dig, sorgfältig nur solche Ausdrücke zu brauchen, die keinen Verdacht gegen sie erwecken konnten, und ich that alles, was die kurze Zeit mir nur erlaubte, um auch der Welt das unglückliche Verhältniß zu verbergen. Ohne die treulose Sorgfalt, womit Antoniens Winke sie nachher zu enthüllen wußten, würden die Ursachen dieses traurigen Vorfalles vielleicht ein Geheimniß geblieben seyn.

Ich reisete durch einen Theil des südlichen Europa. Ach, die weichen Lüfte, die mich umwehten, konnten mein Herz nicht erwärmen. Ueberall nahm ich meine Schmerzen mit, und sie zerstörten jeden Genuß, den mir Natur und Kunst freundlich darboten. Im Anfange des Frühlings kam ich zurück. Ich fand meinen Oheim mißlaunig über einen Anfall vom Podagra, der ihn im Genusse seiner gewohnten Vergnügungen unangenehm beschränkte. Das erste Wort, das er mir sagte, betraf Klementinen. Ihre Kränklichkeit hatte immer zugenommen, und seit kurzem

war ihr Zustand bedenklich. Ich hörte jezt von ihm, was ich noch nie gehört hatte, eine Aeußerung, die einem theilnehmenden Gefühle ähnlich war, obgleich auch sie nur der Selbstsucht angehören mochte. „Traurig!“ sprach er, als er mir die Nachricht mitgetheilt hatte. „Es ist, als ob seitdem keine Freude in meinem Hause hätte gedeihen können. Ich war an ihren Umgang so gewöhnt.“

Meine Blicke wurden finster, ein Seufzer hob meine Brust, als ich daran dachte, daß eben meines Oheims Haus so viele Schuld an Klementinens Unglücke gehabt hatte. „Die verächtliche Frau!“ hob er wieder an, das Gespräch auf Antonien lenkend. „Sie hat durch die Gerüchte, die sie aussprengte, Klementinens Zustand so sehr verschlimmert. Aber sie büßet schon für ihre Sünden.“ Nach dieser Einleitung sprach er von Antoniens mißlicher Lage. Ihre Verschwendung hatte sie in eine sehr drückende Abhängigkeit gesetzt, und um das Mißgeschick voll zu machen, mußte ein junger Mann, dem sie eine Zeit-

lang ihre Gunst geschenkt hatte, so unbescheiden seyn, sich seines Sieges zu rühmen, und die schriftlichen Beweise ihrer Schwäche der Welt mitzutheilen. Ihr Ruf war verloren. Sie lebte in einer Abgeschiedenheit von allem Umgange, die ihr unerträglich seyn mußte.

Ich war tief bewegt, als ich meinen Oheim verließ. Alles was er von Klementinens Lage erzählt hatte, weckte in mir die lebhafteste Theilnahme. Ach, ich fühlte, daß es mir noch nicht gelungen war, ihr Bild aus meinem Herzen zu reißen. Meine ganze Zärtlichkeit erwachte für die Schuldige. Ich kämpfte einige Zeit mit mir, ob ich sie besuchen sollte, ich fühlte, welchen Trost ich ihr dadurch geben würde. Nein, sprach ich endlich zu mir selbst, wir sind für immer getrennt. Auch für sie besser, wenn wir uns nie wiedersehen.

In diesem Entschlusse war ich fest, als ich einen Brief von Klementinens Groß-

mutter erhielt. Sie schrieb mir, daß ihre Enkelin, dem Tode nahe, keinen Wunsch mehr für diese Welt habe, als mich noch einmal zu sehen. Es wäre hart gewesen, dieß der Unglücklichen jetzt zu versagen. Ich nahm alle meine Kraft zusammen und fuhr nach dem Gute. O was fühlte ich, als ich den Park, als ich die Gebüsche wiedersah, wo die ersten Gefühle meiner Liebe erwacht waren, wo ich so glückliche Augenblicke genossen hatte. Mein Herz war gebrochen. Zitternd trat ich in das dämmernde Gemach der Kranken. Wie erschütterte mich ihr Anblick! Eine lebhafte Röthe färbte ihre blassen, eingefallenen Wangen, als ich hineintrat. Sie hatte sich aufgerichtet, und breitete ihre Arme mir entgegen; aber wie von einem plötzlichen Gefühle ergriffen, ließ sie dieselben wieder sinken, und neigte ihr Haupt auf die Brust. Klementine! hob ich an, als ich zu ihr tretend ihre Hand ergriffen hatte. Ich konnte nicht weiter reden. „O Dank Ihnen, sprach sie mit schwacher Stimme,

daß Sie meine letzte Bitte erfüllt haben". Sie schwieg; ihre Hand zitterte heftig. „Ich wünschte noch einmahl mein reuiges Herz vor Ihnen auszugießen, ich wünschte — O Eugen, ich hoffte ruhiger mit Ihrer Verzeihung zu sterben".

Ja ich verzeihe Dir, Klementine, sprach ich tief bewegt. Ihr mattes Auge warf die letzten Strahlen, als es einige Minuten auf mir ruhte. Sie drückte mir fest die Hand, und blickte dann seufzend zum Himmel empor. Ich sah es, welche Wohlthat ihr meine Worte gewesen waren. Dieser Augenblick hatte sie erschöpft. Sie starb einige Minuten nachher.

In schmerzlicher Rührung kam ich nach Hause. Der Entschluß, den ich schon lange mit mir umher getragen hatte, ward immer fester. Ich wollte die Welt verlassen, in einer einsamen Gegend, die ich auf meinen Reisen zum Theile kennen gelernt hatte, den Rest meiner Tage verleben.

In der Gegenwart sah ich nur Leiden, die Erinnerung allein hatte noch einen stillen Trost für mich. Ich besuchte eines Tages das Gut meiner Tante, den Schauplatz meiner glücklichen Kindheit, und den Wald, wo Rosalie gestorben war. Die Rosen, womit ich einst ihr Grab umkränzt hatte, waren dichtes Gebüsch geworden. O nur ihr Andenken war eine süße reine Erinnerung, die ich mit aus der Welt nehmen konnte. Unter dem Baume, wo ihr letzter Blick mich gesucht hatte, saß ich in Gedanken verloren, einige Stunden. Endlich stand ich auf; mein Entschluß war für immer gefaßt. O was könnte mich noch an die Welt binden! rief ich aus. Das einzige Herz, das treu an mir hing, das mich zu beglücken geschaffen war, die Herzen, die mich verstehen konnten, sie schlafen lange schon im Grabe. Jenseits sind die beiden Einzigen, die meiner Liebe werth waren, fuhr ich fort, mein Auge zum Himmel hebend. O ich höre deinen Ruf, edle Pflegerin meiner Jugend, und deine

Stimme, liebe Rosalie! Ihr erwartet mich. Ich soll euch wiederfinden. Ja, ich komme bald. Ruhig will ich den Augenblick zu erwarten suchen, der mich mit Euch vereinigen wird, ruhig, ruhig mit eurem Andenken leben, bis die müde Hülle der sehnenden Seele sinket.

Einige Tage später verließ ich meine Heimath, nachdem ich mein Vermögen einer wohlthätigen Anstalt übergeben hatte, um doch eine würdige Spur meines Daseyns zurück zu lassen.

Ja, mein Freund, ich habe inneren Frieden in der Einsamkeit gewonnen, ich habe mir den ruhigen ernsten Blick erworben, womit ich nach zwanzig Jahren die Erscheinung meines frühern Lebens vorüberziehen sehe. Aber ich kann es mir jetzt nicht verhelen, ich würde weit zufriedener mit mir selbst seyn, wenn ich es hätte über mich gewinnen können, in der Welt fortzuleben. Nichts, nichts kann uns je von den Pflichten entbinden,

die der Mensch dem Menschen auflegt, und der ist doch auch nur selbstsüchtig, der sich im Gedränge der Leiden der großen Gemeinde entzieht, statt sich muthig zu überwinden, und auf dem Kampfplatz selbst Frieden zu suchen. . . Doch nein, dieser Gedanke soll meine heitre Stimmung nicht stören; ich will das Glück genießen, das meine letzten Tage erfreut. Meinem Leben sollte der schönste Reitz nicht fehlen, ich sollte einen edlen Freund finden, als ich schon der Gränze mich nahe fühlte. Er hat ein Recht, meine Vergangenheit enthüllt zu sehen. Ich habe sie ihm enthüllt. O nur ihm allein wird das Andenken an den Einsamen werth bleiben. Ja nur ihm — Aber wie viel ist die Thräne werth, die ein guter Mensch uns nachweint!

II.

Gräfin von Sancerre

Nebenbuhlerin ihrer Tochter.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, stets ein Feind Ludwigs des Elften, stets mit seinen Entwürfen der Rache und des Ehrgeizes beschäftigt, hatte fast alle Ritter seiner Staaten in seinem Gefolge, und alle, nur darauf sinnend, zu siegen, oder ihres Anführers würdig zu sterben, vergaßen an seiner Seite am Gestade der Somme unter seinen Gezelten, die Freuden ihrer Heimath.

Die Höfe in Burgund waren traurig, die Schlösser verlassen. In den prachtvollen Turniren von Dijon und

Autun sah man nicht mehr glänzen die wackern Ritter, welche sie vormals verherrlichten, und die verlassenen Schönen verachteten sogar die Sucht zu gefallen, deren Gegenstand sie nicht mehr sein konnten. Zitternd für das Leben der geliebten Krieger sah man nur Sorgen und Unruhe auf ihren glänzenden Stirnen, sonst vom Stolze belebt, wenn auf der Kampfbahn so viele Tapfere für ihre Damen durch Geschicklichkeit und Muth wetteiferten.

Seinem Fürsten zum Heere folgend, mit dem Willen, ihm Proben seines Eifers und seiner Anhänglichkeit zu geben, hatte der Graf von Sancerre, einer der besten Hauptleute Karls, seine Gattin ermahnt, nichts bei der Erziehung ihrer Tochter Amelie zu vernachlässigen, und unbesorgt die zarte Liebe wachsen zu lassen, welche das junge Mädchen für den Burgvogt von Monrevel fühlte, der sie einst besitzen sollte, und der sie von Kindheit an anbetete. Monrevel vier und zwanzig

Jahre alt, der schon mehrere Feldzüge unter den Augen seines Herzogs gemacht hatte, erhielt in Rücksicht auf diese Verbindung die Erlaubniß, in Burgund zu bleiben, und seine junge Seele bedurfte aller Liebe, die ihn entflammte, um nicht durch die Fesseln, welche diese Einrichtung seinem Waffenruhm anlegte, ungeduldig zu werden. Aber Monrevel, der schönste Ritter seines Zeitalters, verstand zu lieben, wie er zu siegen verstand. Begünstigt von den Grazien und von dem Gott des Krieges raubte er diesem, was jene von ihm begehrten, und kränzte sich bald mit den Lorbeern, womit Bellona ihn überhäufte, und bald mit den Myrthen, welche die Liebe um seine Stirne flocht.

Und ach! wer verdiente wohl mehr, als Amelie, die Augenblicke, welche Monrevel dem Mars entzog? Die Feder versagt dem Schilderer ihren Dienst — und wie sollte man sie auch wohl darstellen: diesen schlanken, anmuthigen Wuchs, der in jeder Bewegung eine Grazie darstellte,

diese schlanke, zarte Gestalt, an welcher jeder Zug ein Gefühl war! Aber welche Tugenden schmückten noch mehr dis himmlische Geschöpf, welches kaum über funfzehn Jahr alt war! — Unschuld, Menschenliebe, kindliche Liebe —! Doch unmöglich war es zu bestimmen, ob Amelie am sichersten durch die Lieblichkeiten ihrer Gestalt, oder durch die herrlichen Eigenschaften ihrer Seele fesselte.

Aber ach! wie war es möglich, daß eine solche Tochter das Leben in dem Schoße einer so grausamen und bösartigen Mutter empfangen hatte? — Unter einer noch schönen Gestalt, unter edlen, majestätischen Zügen, verbarg die Gräfin von Sancerre eine neidische, herrschbegierige, rachsüchtige, kurz eine zu allen den Verbrechen fähige Seele, welche jene Leidenschaften erregen können.

Viel zu berüchtigt am Burgundischen Hofe durch ihre zügellosen Sitten und durch ihre Liebeshändel, gab es wohl keine

Art des Kummers, womit sie ihren Gemahl nicht überhäuft hatte.

Nicht ohne Neid sah eine solche Mutter die Reize ihrer Tochter unter ihren Augen sich entwickeln, und nicht ohne geheimen Verdruß wußte sie, daß Monrevel dieselbe liebte. Alles, was sie bis diesen Augenblick hatte thun können, bestand darin, daß sie den Gefühlen des Mädchens für Monrevel Schweigen gebot, und troz den Absichten des Grafen hatte sie ihre Tochter immer bewogen, das, was sie für den von ihrem Vater ihr zum künftigen Gatten bestimmten Mann empfand, zu verbergen. Es deuchte der entsetzlichen Frau, da sie im Grunde ihres Herzens für den Liebhaber ihrer Tochter brannte, eine Beruhigung, ihm wenigstens eine Leidenschaft zu verbergen, wodurch sie sich gekränkt fand. Wenn sie aber Ameliens Triebe zwang, so fehlte sehr viel, daß sie dieselbe Gewalt den ihrigen anthat, und ihre Blicke würden schon lange Monrevel alles gesagt haben, wenn dieser junge

Krieger sie hätte verstehen wollen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß jede andere, als Ameliens Liebe, ihm eher zur Beleidigung, als zum Glück gereichen würde.

Seit einem Monat hatte die Gräfin den jungen Monrevel auf Befehl ihres Mannes auf dem Schlosse, und während dieser Zeit hatte sie sich keinen Augenblick mit etwas anderem beschäftigt, als wie sie die Empfindungen ihrer Tochter verschleiern, und die ihrigen enthüllen sollte. Aber ob Amelie gleich schwieg, obgleich sie sich zwang, so argwohnte Monrevel dennoch, daß des Grafen von Sancerre Plan dem schönen Mädchen nicht mißfiele, und er schmeichelte sich mit dem Gedanken, Amelie würde es nicht gleichgültig ertragen, wenn ein Anderer Hoffnung hätte, sie einst zu besitzen.

Wie ist es möglich, Amelie, sagte Monrevel zu seiner reizenden Braut in einem jener kurzen Augenblicke, wo ihn die eifersüchtigen Augen der Gräfin nicht be=

lagerten, wie ist es möglich, daß, da wir so gewiß für einander bestimmt sind, man ihnen nicht einmal erlaubt, mir zu sagen, ob dieser Plan ihnen zuwider ist, oder ob ich so glücklich bin, ihnen nicht zu mißfallen? Und wie? Sucht man nicht den Verlobten, der nur darauf denkt, wie er würdig werde, ihr Glück zu machen, abzuhalten, es zu erfahren, ob er Ansprüche darauf machen könne?

Aber sich begnügend, Monrevel zärtlich anzublicken, seufzte Amelie, und ging zu ihrer Mutter, von der, wie sie wohl wußte, sie alles zu fürchten hatte, wenn je die Gefühle ihres Herzens sich erkühnten, über ihre Lippen zu gehen.

So standen die Sachen, als ein Eilbote auf dem Schlosse Sancerre anlangte, und die Nachricht brachte, daß der Graf an dem Tage der aufgehobenen Belagerung unter Beauvais Mauern gefallen sei. Lucenai, einer von den Rit-

tern jenes Heerführers, brachte weinend die traurige Botschaft, welchen ein Brief des Herzogs von Burgund an die Gräfin beigefügt war. Er entschuldigte sich, daß sein Unglück ihn verhinderte, sich über die Tröstungen, die er ihr schuldig zu seyn glaubte, zu verbreiten, und ermahnte sie ausdrücklich, dem Plan ihres Mannes im Betreff der Verbindung, welche der Graf zwischen Monrevel und seiner Tochter gewünscht hatte, zu folgen, die Hochzeit zu beschleunigen, und ihm funfzehn Tage nach der Vollziehung derselben den jungen Held zurück zu schicken, weil er in seiner jetzigen Lage einen so braven Krieger, als Monrevel, nicht in seinem Heere entbehren könne.

Die Gräfin legte Trauer an, und machte die Ermahnung Karls nicht bekannt. Sie war ihren Begierden viel zu sehr zuwider, als daß sie hätte ein Wort davon sagen sollen. Sie schickte Lucenai wieder fort, und empfahl ihrer Tochter mehr, als je, ihre Empfindungen zu verhelen, und

sie selbst zu ersticken, weil gewisse Dinge nun nicht mehr zu einer Heirath nöthigten, aus welcher jezt nie etwas werden würde.

Nachdem dieses geschehen war, und die eifersüchtige Gräfin sich von den Hindernissen befreit sah, welche sich ihren unbändigen Trieben gegen den Geliebten ihrer Tochter widersetzten, dachte sie nur auf Mittel, den jungen Ritter gegen Amelie kälter zu machen, und für sich selbst ihn zu entflammen.

Ihre ersten Schritte bestanden darin, daß sie sich aller Briefe, die Monrevel nach Karls Heer schickte, zu bemächtigen, und ihn bei sich zurückzuhalten suchte, indem sie seine Liebe reizte, ihm eine Art von entfernter Hoffnung ließ, welche, rastlos gestört, ihn fesselte, aber ihn dabei immer trostlos machte. Von dem Zustande, worin sie dadurch sein Gemüth versetzt hatte, suchte sie nun Gewinn zu ziehen, und ihn nach und nach für sich einzunehmen, indem sie klug genug schloß;

Unwille würde ihr das gewähren, was sie von der Liebe nicht erhalten konnte.

Einmal überzeugt, daß kein Brief aus dem Schlosse kommen könne, der ihr nicht gebracht würde, verbreitete die Gräfin falsche Gerüchte. Sie erzählte jedermann, und auch unter der Hand dem Burgvogt von Monrevel, daß Karl der Kühne, bei der Nachricht von dem Tode ihres Mannes, sie aufgefodert, ihre Tochter mit dem Herrn von Salins zu vermählen, und diesem befehlen, diese Verbindung zu Sancerre zu schließen. Mit einer geheimnißvollen Miene fügte sie sich an Monrevel wendend, hinzu, daß dieses Ereigniß Amelien, die seit fünf Jahren Salins liebte, nicht unwillkommen seyn werde. Nachdem sie so den Dolch in Monrevels Herz gestoßen hatte, ließ sie ihre Tochter kommen, und sagte ihr, daß alles, was sie thue, bloß darauf abzwecke, den Ritter von ihr zu entfernen. Sie empfahl ihr dieses Projekt dadurch zu unterstützen, daß sie durchaus von dieser Verbindung nichts

wissen wolle, und, dieses einmal angenommen, sei es besser, sich eines Vorwandes, wie sie, zu bedienen, als ohne Grund zu brechen; ihre liebe Tochter solle aber deswegen nicht unglücklich werden, weil sie ihr verspreche, ihr, wenn sie dieses kleine Opfer brächte, Freiheit zu geben, ganz nach ihren Gefallen zu wählen.

Amelie suchte ihre Thränen bei diesen harten Befehlen zurückzuhalten; aber ihre Natur, stärker als ihre Klugheit, stürzte sie zu den Füßen der Gräfin. Hier beschwor sie dieselbe bei dem Heiligsten, sie nicht von Monrevel zu trennen, sondern den Willen eines Vaters, den sie verehrt hatte, und den sie leider bitter zu beweinen gezwungen wurde, zu erfüllen.

Nicht eine Thräne vergoß das liebenswürdige Mädchen, welche nicht auf das Herz der Mutter zurück fiel.

Wie? rief die Gräfin, sich zu überwinden strebend, um die Gesinnungen ihrer

Tochter besser kennen zu lernen, diese unglückliche Leidenschaft beherrscht dich so sehr, daß du sie nicht opfern könntest? Und wenn nun dein Geliebter das Schicksal deines Vaters gehabt hätte, wenn du ihn hättest beweinen müssen, wie diesen?

O meine Mutter! antwortete Amelie, bringen sie mich nicht auf einen so trostlosen Gedanken! Wäre Monrevel gefallen, ich würde ihm bald gefolgt sein. Zweifeln sie aber nicht, daß mein Vater mir nicht auch so lieb war; mein Kummer, ihn verloren zu haben, würde ewig gewesen sein ohne die Hoffnung, meine Thränen einst durch die Hand des Gatten, den er mir bestimmte, getrocknet zu sehen. Für diesen Gatten allein habe ich mich erhalten; seinetwegen allein habe ich die Verzweiflung besiegt, worin mich die furchtbare Post stürzte, die wir erhielten. Warum wollen sie denn meinem Herzen auf ein mal so viele Wunden beibringen?

Wohl dann! sagte die Gräfin, welche

fühlte, daß Gewalt die nur reizen würde, welche die List, zu schonen, sie nöthigte; wenn du dich nicht überwinden kannst, so verstelle dich so, wie ich dir vorschlage, und sage Monrevel, daß du Salins liebst: dadurch erfährst du gewiß, ob er dir treu ergeben ist. Die wahre Art, einen Liebhaber kennen zu lernen, ist, ihn durch Eifersucht zu beunruhigen. Wird Monrevel der Sache überdrüssig, und verläßt er dich, so wirst du doch wohl damit zufrieden seyn, wenn du eingesehen hast, daß du bei aller deiner Liebe gemißbraucht wirst?

Aber wenn nun seine Leidenschaft dadurch nur mächtiger wird?

Dann gebe ich dir vielleicht nach. Kennst du nicht deine Rechte und mein Herz?

Und die zärtliche Amelie, getröstet durch die leztern Worte, küßte tausend mal derjenigen die Hand, welche sie verrieth, der-

jenigen, welche sie im Grunde ihres Herzens als ihre tödtlichste Feindin betrachtete, derjenigen endlich, welche, während sie in die bestürmte Brust ihrer Tochter Balsam goß, in der ihrigen nur Gefühle des Hasses, und furchtbare Pläne der Rache nährte!

Indessen bewilligte Amelie, was ihre Mutter foderte. Sie versprach nicht nur, sich so zu stellen, als ob sie Salins liebte; sondern auch, daß sie sich dieses Mittels bedienen wolle, um Monrevels Herz auf die äusserste Probe zu stellen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihre Mutter die Sache nicht zu weit treiben und ihr Einhalt thun möchte, sobald sie von der Standhaftigkeit und Liebe des Burgvogts überzeugt wären.

Die Gräfin von Sancerre versprach alles, und wenige Tage darauf sagte sie zu Monrevel, es scheine ihr sehr sonderbar, daß er, da er sich vernünftigerweise keine Hoffnung auf den Besitz ihrer Tochter ma-

chen könne, sich so lange in Burguhd vergraben wolle, während die ganze Provinz in Karls Lager sei. Bei diesen Worten ließ sie ihm klüglich die lezten Zeilen aus des Herzogs Briefe lesen, welche, wie wir wissen, lauteten: Schicken sie mir Monrevel zurück, da ich, so wie jezt meine Sachen stehen, nicht länger eines solchen wackern Ritters entbehren mag. — Aber die falsche Gräfin hütete sich wohl, ihn weiter lesen zu lassen.

Also ist es wirklich wahr, daß sie mich opfern? antwortete Monrevel in Verzweiflung; also ist es bestimmt, daß ich den köstlichen Entwürfen entsagen muß, welche allein mir das Leben versüßten?

In der That, Monrevel: ihre Ausführung hätte immer nur Unglück verursacht. Oder wollen sie eine Ungetreue lieben? Ließ Amelie ihnen je Hoffnung blicken, so wurden sie hintergangen; das glauben sie

mir. Ihre Liebe zu Salins war zu offenbar.

Ach Gräfin! erwiederte der junge Held, indem ihm einige Thränen entfielen, ich hätte es nicht glauben müssen, daß Amelie mich liebte, das bekenne ich; aber konnte ich darum denken, daß sie einen andern liebte? — Dann ging er schnell vom Schmerz zur Verzweiflung über: Nein! rief er wütend; nein! sie bilde sich nicht ein, meine Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen! Es geht über meine Kräfte, solche Beleidigung zu dulden; und, da ich ihr mißfalle, da ich nichts mehr zu fürchten habe, warum sollte ich meiner Rache ein Ziel setzen? Ich werde Salins treffen, werde ihn verfolgen bis am Rande der Erde diesen Nebenbuhler, der mich tief verwundet, und den ich verabscheue. Sein Leben soll mir Zahlung für seinen Hohn leisten, oder ich will das meinige unter seinen Streichen verlieren.

Ums Himmels willen nicht! Monrevel, rief die Gräfin; die Klugheit verbietet es mir, solche Dinge zu dulden. Wenn sie sich erkühnen, Pläne dieser Art zu fassen, so eilen sie lieber zu Karl; denn ich erwarte Salins in einigen Tagen, und darf es nicht leiden, daß sie sich hier treffen — wenigstens nur dann, fügte sie gezwungen hinzu, wenn sie ihm durch einen gewissen Sieg über ihre Gefühle nicht mehr gefährlich sind. O Monrevel! wäre ihre Wahl auf einen andern Gegenstand gefallen; ach! ich würde sie nicht für furchtbar in meinem Schlosse halten, ich würde die erste sein, die dringend bäte, es zu ihrem längern Aufenthaltsort zu wählen! — Und wie? fuhr sie fort, mit brennenden Blicken auf den Burgvogt; gäbe es denn hier außer Amelie keine, welche auf das Glück, ihnen zu gefallen, Ansprüche machen könnte? O nein! wenig kennen sie die Herzen, welche um ihnen sind, wenn sie nur das Herz jener für fähig halten, ihren Werth zu fühlen! Können

sie glauben, daß die Seele eines Kindes ein festes Gefühl seye? Weiß man, was man in ihrem Alter denkt, in ihrem Alter liebt? Glauben sie mir, Monrevel: es gehört mehr Erfahrung zu der Kunst, gut zu lieben. Verführung? Ist sie Eroberung? Kann man wohl einen besiegen, der sich nicht zu vertheidigen weiß? Ach! ist der Sieg für sie nicht süßer, wenn der angegriffene Gegenstand alle Künste kennt, denselben ihnen zu entreissen, und doch ihren Angriffen nichts entgegenstellt, als sein Herz, und nur durch die Uebergabe desselben aufhört zu kämpfen?

O Madame! unterbrach sie Monrevel, der nur zu gut sah, wohin die Gräfin wollte, ich kenne die Eigenschaften nicht, welche einen fähig machen, gut zu lieben; aber ich weiß es sehr wohl, daß Amelie, und nur sie allein, alle besitzt, welche mich dahin bringen, sie anzubeten, und daß ich nur sie allein auf dieser Welt lieben werde.

Dann bedaure ich sie, erwiederte die Gräfin bitter; denn sie liebt sie nicht nur

nicht, sondern ich sehe mich auch, da ich dieser unwandelbaren Verfassung ihres Herzens gewiß bin, gezwungen, sie auf ewig von ihr zu trennen. — Eilend verließ sie mit diesen Worten den Burgvogt.

Schwer ist es, Monrevels Zustand zu schildern. Wechselsweise genagt von Schmerz, von Unruhe, von Eifersucht und von Rachedurst wußte er nicht, welcher von diesen Empfindungen er sich heftiger hingeben sollte, so mächtig wurde er von allen bestürmt. Endlich eilte er zu Ameliens Füßen.

O du! rief er mit Thränen, die ich keinen Augenblick zu lieben aufgehört habe, kann ich es glauben? Du verräthst mich! — Ein anderer soll dich glücklich machen — ein anderer soll mir das einzige Gut entreissen, für welches ich die Herrschaft der ganzen Welt, wäre sie in meinen Händen gewesen, abgetreten hätte! — Amelie, Amelie! Ist es wahr, daß sie mir untreu worden sind, und daß Salins ihre Hand erhält?

Es verdrießt mich, daß man ihnen das gesagt hat, Monrevel, antwortete Amelie, entschlossen, ihrer Mutter zu gehorchen, sowohl um diese nicht aufzubringen, als auch, um zu erfahren, ob der Burgvogt sie wirklich aufrichtig liebte; da aber dieses fatale Geheimniß jetzt heraus ist, so verdiene ich doch wenigstens nicht ihre bittern Vorwürfe. Wie können sie mich des Verraths anklagen, da ich ihnen nie Hoffnung gemacht habe?

Es ist nur zu wahr, Grausame; ich gestehe es: nie habe ich es vermocht, in ihrem Herzen den kleinsten Funken des Feuers zu entflammen, welches das meinige verzehrte. Ich beurtheilte sie nur einen Augenblick nach meinen Gefühlen, da ich mich erkühnte, sie eines Vergehens anzuklagen, welches ohne Liebe nicht existiren kann. Diese fühlten sie nie für mich, Amelie; warum beklage ich mich denn? Hören sie dann: sie verrathen mich nicht, sie opfern mich nicht; aber sie verachten meine Liebe, sie machen mich zum unglücklichsten Menschen unter der Sonne!

Ich begreife wahrhaftig nicht, Monrevel, wie man, wenn man sich seiner Sache so ungewiß ist, eine so heftige Liebe nähren kann?

Wie sagen sie? Was unsere Verbindung nicht bestimmt?

Man wollte sie; allein konnte das meiner Neigung gebieten? Entsprechen unsere Herzen den Plänen unserer Eltern?

Ich hätte sie also unglücklich gemacht?

Im Augenblick der Entscheidung hätte ich sie in meiner Seele lesen lassen, und sie würden mich nicht gezwungen haben.

O Himmel! So ist denn das mein Urtheil! — Ich muß sie verlassen, muß fliehen! — und — großer Gott! — sie fodern dies! Sie zerfleischen zum Spiel das Herz desjenigen, der sie ewig lieben wollte! — Wohlan, Treulose! Ich will dich fliehen; mit meinem Fürsten will ich auf schnelle Mittel sin-

nen, mich noch vollkommener von dir zu entfernen, will sterben an seiner Seite auf dem Felde der Ehre!

Mit diesen Worten ging Monrevel hinaus, und als die arme Amelie, welche, blos um dem Willen ihrer Mutter zu gehorchen, sich so viel Gewalt angethan hatte, sich nun durch nichts mehr gezwungen fühlte, und allein war, brach sie in Thränen aus, und rief: o mein Geliebter! was mußt du von Amelie denken? Welche Gefühle hast du jezt in deinem Busen statt deren, womit du meine Liebe vergaltest? Gewiß machst du mir tausend Vorwürfe, und wie sehr verdiene ich sie! Wahr ist es, daß ich dir nie meine Liebe bekannte; aber meine Augen sagten sie dir deutlich, und wenn ich das Geständniß derselben aus Klugheit zurückhielt, so dachte ich es mir doch als das süßeste Glück, sie dir einst zu zeigen. — O Monrevel, Monrevel! welche Qual duldet eine Liebende, die es nicht wagt, ihre Leidenschaft dem zu gestehen, welcher der würdigste war, sie zu entflam-

men, eine Liebende, welche gezwungen wird, sich zu verstellen, Gefühle, die sie verzehren, durch Gleichgültigkeit zu ersezzen!

Die Gräfin überraschte Amelie in dieser drückenden Fassung.

Ich habe ihren Willen erfüllt. Der Burgvogt ist ausser sich. Was fodern sie mehr?

Daß du diese Verstellung fortsetzest, antwortete die Gräfin. Ich will sehen, wie sehr Monrevel dich liebt. Höre mich, meine Tochter. Der Burgvogt kennt seinen Nebenbuhler nicht. Klotilde, die liebste meiner Frauen, hat einen jungen Verwandten von Salins Alter und Wuchse. Er soll in das Schloß kommen, und für den gelten, den du seit sechs Jahren geliebt zu haben scheinst. Aber verborgen muß er sich hier aufhalten; du siehst ihn nur insgeheim, und gleichsam wider mein Wissen. Monrevel faßt Verdacht, Verdacht, den ich zu

nähren weiß, und wir werden nach den Wirkungen seiner in Verzweiflung gesetzten Liebe urtheilen.

Wozu aber alle diese Maskereien? fragte Amelie. Zweifeln sie nicht an Monrevels Leidenschaft. Noch eben hat er mir die stärksten Versicherungen derselben gegeben, und ich glaube sie von ganzer Seele.

Muß ich es dir denn sagen! erwiederte die bösgesinnte Frau, immer ihren unwürdigen Plan verfolgend. Man schreibt mir von der Armee, daß Monrevel weit von den Tugenden eines tapfern, würdigen Ritters entfernt ist. Mit Wehmuth sage ich es dir; aber man hat seinen Muth in Verdacht. Der Herzog täuscht sich, ich weiß es; allein es sind Thatsachen da: man sah ihn bei Montlheri dem Feinde den Rücken kehren.

Ihn, Mutter? rief Amelie. Er einer solchen Schwachheit fähig? Glauben sie das nicht! Man hintergeht sie. Von

ihm empfing *) Breze den Tod! Er! — fliehen! — Ich könnte es sehen, und würde es nicht glauben! — Nein, Mutter, nein! Er ging von hier in jene Schlacht. Sie erlaubten ihm, meine Hand zu küssen; diese Hand zierte seinen Helm mit einer Bandschleife; er sagte mir, er werde unüberwindlich seyn. Meine Züge standen in seinem Herzen; er ist unfähig, sie besudelt zu haben; er hat es nicht gethan.

Das erste Gerücht war ihm günstig, sprach die Gräfin: das weiß ich; das zweite verbarg man dir. Nimmer starb der Seneschall von seiner Hand, und mehr denn zwanzig Krieger sahen Monrevel fliehen. — Was schadet es dir, Amelie, daß er noch eine Probe mehr bestehe? Sie soll kein Blut kosten; ich werde zur rechten Zeit zu endigen wissen. Wolltest du wohl

*) Peter de Breze, Großseneschall der Normandie. Er führte Ludwig des Elften Nachtrab an dem Tage, wo er sein Leben verlohr.

Monrevel deine Hand geben, wenn er eine Memme ist? Uebrigens bedenke, daß ich in einer Sache, wo alles von meiner Gefälligkeit abhängt, das Recht habe, die Bedingungen zu machen. Der Herzog will es nicht, daß Monrevel jezt dein Gemahl werde; er fodert ihn zurück. Will ich nun auch troz alles dessen deinen Wünschen gerne nachgeben, so bist du doch wenigstens schuldig, für die meinigen auch etwas zu thun.

Mit diesen Worten ging die Gräfin hinaus, und ließ ihre Tochter in neuer Verwirrung.

Monrevel ein Feiger! sagte Amelie weinend. Nein; ich werde es nie glauben. Es ist unmöglich; er liebt mich ja. Habe ich ihn nicht sich unter meinen Augen der Gefahr eines Turniers preisgeben, und in der Gewißheit, daß ich mit einem Blick ihn belohnte, jeden besiegen gesehen, der sich ihm stellte? Diese Blicke, welche ihm Muth einflößten, folgten ihm in Frank-

reichs Gefilde; unter ihnen stritt er und ich war rastlos vor den seinigen. — Mein Geliebter ist so brav, wie er mich liebt; diese beiden Tugenden muß eine Seele im Uebermaß besitzen, in welche ewig nichts unreines kommen wird. — Doch es sei! Meine Mutter will es, und ich gehorche. Ich werde schweigen, werde mein Herz dem verschließen, dessen Eigenthum es ist; allein nimmer werde ich das seinige anklagen.

So verflossen mehrere Tage, in denen die Gräfin ihre Schlingen bereitete, und Amelie, so sauer es ihr auch wurde, die Rolle zu spielen fortfuhr, welche ihr aufgegeben worden war. Endlich ließ die Gräfin Monrevel sagen, sie müsse ihn allein sprechen, da sie etwas Wichtiges ihm mitzutheilen habe. Und nun entschloß sie sich, sich ganz zu enthüllen, damit sie, nöthigte der Widerstand des Burgvogts sie zu Verbrechen, sich keinen Gewissensbissen aussetzte.

Ritter, sprach sie, so wie sie ihn hineintreten sah, so überzeugt sie jezt so-

wohl von der Abneigung meiner Tochter, als auch von dem Glücke ihres Nebenbuhlers sein müssen, so muß ich die Verlängerung ihres Aufenthalts zu Sancerre nothwendig einer andern Ursache beimessen, da ihr Herzog sie verlangt, und sie an seiner Seite zu sehen wünscht. Bekennen sie mir offenherzig, was sie hier zurückhält. Wäre es dasselbe, was in mir den Wunsch erregt, sie hier zu fesseln?

Obgleich der junge Krieger seit langer Zeit die Liebe der Gräfin ahnete, so hatte er dennoch nicht nur Amelie nie etwas davon gesagt, sondern auch, in Verzweiflung darüber, jene Leidenschaft erregt zu haben, sie vor sich selbst zu verbergen gesucht. Durch diese Frage, die zu klar war, als daß er sie hätte mißverstehen können, gedrungen, antwortete er erröthend: Gräfin, sie kennen die Fesseln, welche mich halten, und wollten sie, statt sie zu zerreißen, sie fester knüpfen, so würde ich mich sicher für den glücklichsten Sterblichen halten.

War es Verstellung, oder Stolz, genug die Dame zog diese Antwort auf sich.

Lieber, süßer Freund, sagte sie nun, ihn näher zu sich hinziehend, diese Fesseln sollen geknüpft werden, wenn sie es wünschen; Ach! schön so lange hatten sie mein Herz gefangen! Sie sollen meine Hand zieren, wenn sie mir das Verlangen dazu äußern. Ich bin jezt frei und ungebunden, und wünsche ich, meine Freiheit zum zweiten Male zu verlieren, so müssen sie es wohl wissen, an wen ......

Monrevel wurde bei diesen Worten von einem Schauder ergriffen, und die Gräfin, welche keine seiner Bewegungen verlohr, warf es ihm, sich der Wuth ihrer Leidenschaft überlassend, in den härtesten Ausdrücken vor, daß er ihre Liebe, die sie für ihn so mächtig gefühlt, immer durch Gleichgültigkeit vergolten habe.

Konntest du dir die Flammen verbergen, Undankbarer, welche in deinen Au-

gen leuchteten? rief sie. Konnten sie dir unbekannt seyn? Ist ein einziger Tag seit deiner Kindheit verflossen, an dem ich dir nicht Beweise dieser Gefühle gab, die du mit Uebermuth verachtest? Gab es wohl einen Ritter an Karls Hofe, der mich, wie du, beschäftigte? Stolz auf deinen Ruhm, gefühlvoll bey deinem Unglück, umwand ich nicht alle Lorbeern, die du pflücktest, mit Myrthen? Bildete dein Geist einen einzigen Gedanken, den ich nicht augenblicklich mit dir theilte, dein Herz eine einzige Empfindung, die nicht die meinige war? Allenthalben vergöttert, ganz Burgund zu meinen Füßen erblickend, von Anbetern umringt, von Schmeicheleien berauscht, waren alle meine Wünsche nur für Monrevel; er war ihr einziger Gegenstand; ich verachtete alles, was nicht er war; und du, Treuloser! wenn ich dich anbetete, wendeten deine Augen sich von mir. Mich, die ich mich thöricht genug in einen Knaben vergafte, die ich meiner unwürdigen Nebenbuhlerin alles aufopferte, mich hast du so weit gebracht,

daß ich meine eigene Tochter hasse! — Ich merkte alle deine Schritte; jeder derselben durchbohrte mein Herz, und doch konnte ich dich nicht hassen. Aber was hoffest du nun? — Möge wenigstens der Ueberdruß dich mir in die Hände liefern, da es der Liebe nicht gelingen wollte. Dein Nebenbuhler ist hier; morgen kann ich ihn triumphiren lassen; meine Tochter dringt darauf: welche Hoffnung bleibt dir nun, welche tolle Hoffnung kann dich noch verblenden?

Die Hoffnung, in den Tod zu gehen, wegen der Gewissensbisse, daß ich bei ihnen Gefühle zu erregen vermogt habe, welche ich zu theilen nicht fähig bin, und wegen des Kummers, daß ich nicht im Stande gewesen bin, sie dem einzigen Gegenstande einzuflößen, der ewig in meinem Herzen herrschen wird! antwortete Monrevel.

Die Gräfin faßte sich. Liebe, Stolz, Tücke, Rachsucht beherrschten sie zu mäch-

tig, als daß sie nicht hätte die Nothwendigkeit einsehen sollen, sich zu verstellen. Eine offene, freimüthige Seele würde in Zorn gerathen sein; eine rachsüchtige, falsche Frau mußte ihre Kunst aufbieten, und die Gräfin bot die ihrige auf.

Ritter, sprach sie mit erzwungenem Unwillen; sie sind der erste in meinem Leben, der mich lehrt, was es heisse eine abschlägige Antwort bekommen. Ihre Nebenbuhler werden darüber erstaunen; nur ich allein nicht. Nein; ich lasse mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ich könnte ihre Mutter seyn, und wie? Ich könnte auf ihre Hand Anspruch machen? — Nein, ich will ihnen nicht hinderlich seyn, Monrevel. Ich will meiner glücklichen Nebenbuhlerin die Ehre lassen, sie zu fesseln, und da ich nicht ihr Weib seyn kann, stets ihre Freundin seyn. Wollen sie das nicht, Grausamer? Beneiden sie mir auch diesen Namen?

O Gräfin! antwortete der Ritter, getäuscht durch diesen trugvollen Schein,

wie sehr erkenne ich in diesem Verfahren allen Adel ihres Herzens! Ach! glauben sie, fügte er hinzu, sich ihr zu Füßen werfend, glauben sie, daß alle Gefühle meiner Brust, die nicht zur Liebe gehören, ihnen auf ewig geweiht sind. Ich werde keine bessere Freundin in der Welt haben; sie werden zugleich meine Beschützerin und meine Mutter seyn, und alle Augenblicke, in denen die Wonne meiner Liebe zu Amelien mich nicht zu den Füßen derselben halten wird, sollen ihnen geweiht seyn.

Ich werde mich durch das, was übrig bleibt, geschmeichelt fühlen, Monrevel, erwiederte die Gräfin; alles was von einem kommt, den man liebt, ist ja so theuer. Lebhaftere Empfindungen hätten mich ohne Zweifel mehr gerührt; allein ich darf keine Ansprüche darauf machen. Mit dieser aufrichtigen Freundschaft, die sie mir schwören, bin ich zufrieden; ich werde sie durch die meinige vergelten. — Hören sie, Monrevel: ich will ihnen auf

der Stelle eine Probe dieser herzlichen Gefühle geben. Lernen sie jezt mein Verlangen kennen, daß ihre Liebe triumphiren, und sie ewig bey mir gefesselt seyn mögen. Ihr Nebenbuhler ist hier; nichts ist gewisser, als das. Von Karls Willen unterrichtet konnte ich ihm wohl den Eingang in das Schloß verwehren? Ihnen, da er ihre Absichten nicht kennt, wird er verkleidet erscheinen. Er ist es schon und wird meine Tochter nur insgeheim sehen. Was meinen sie, welche Partie wir in dieser Sache ergreifen wollen?

Die, welche mein Herz mir eingiebt, Gräfin. Die einzige Gnade, warum ich zu ihren Füßen sie anflehe, ist die Erlaubniß, daß ich meine Geliebte meinem Nebenbuhler streitig machen darf, wie die Ehre es von einem Krieger, wie ich bin, verlangt.

Das wird ihnen nicht gelingen, Monrevel. Sie kennen den Menschen noch nicht, mit dem sie es zu thun haben. Sahen sie ihn je auf der Laufbahn des

Ruhms? Schimpflich im Schooß seiner Provinz ruhend, kömmt Salins zum ersten mal aus derselben, um meine Tochter zu heirathen. Ich begreife nicht, wie Karl auf eine solche Wahl fallen konnte; aber er will es, und wir müssen schweigen. Ich wiederhole es ihnen: Salins, als ein Verräther bekannt, wird sich nicht schlagen; und lernt er ihren Plan kennen, erfährt er ihn durch ihre Schritte — o Monrevel! ich zittere für sie! Lassen sie uns auf andere Mittel sinnen, und ihm unsere Absichten verbergen. — Lassen sie mich einige Tage nachdenken; ich werde ihnen mittheilen, was ich ausgerichtet habe. Indessen bleiben sie hier, und ich will allerlei Gerüchte über die Gründe ihres Verweilens ausstreuen.

Sehr zufrieden mit dem wenigen, was er erhielt, und nicht ahnend, daß man ihn hintergehen könne, weil sein ehrliebendes, gefühlvolles Herz sich nie auf Schliche verstand, umarmte Monrevel noch einmal

die Knie der Gräfin, und ging beruhigter, als zuvor.

Diese Augenblicke benutzte die Gräfin, um die zum Erfolg ihres verrätherischen Vorhabens nöthigen Befehle zu geben. Klotildens junger Verwandter, in der Tracht eines Edelknaben des Hauses ins Schloß gebracht, spielte seine Rolle so gut, daß Monrevel nicht umhin konnte, ihn zu bemerken. Vier unbekannte Diener fanden sich zugleich im Hause ein, und galten für Hausbediente des Grafen von Sancerre, die man nach dem Tode ihres Herrn behalten hatte. Aber die Gräfin ließ Monrevel sorgfältig wissen, daß sie zu Salins Gefolge gehörten.

Von diesem Augenblick an konnte der Ritter seine Geliebte kaum sprechen. Zeigte er sich vor ihrem Zimmer, so wiesen ihn ihre Frauen ab; suchte er sie im Park, in den Gärten anzureden, so floh sie entweder, oder er sah sie in Gesellschaft seines Nebenbuhlers. Diese Leiden duldete Mon-

revels kochendes Herz nicht. Bereit, in Verzweiflung zu gerathen, stieß er endlich auf Amelien, welche der angebliche Salins eben verlassen hatte.

Grausame, rief er ausser Stande, sich zu fassen, ihre Verachtung geht also so weit, daß sie vor meinen Augen das unglückliche Band knüpfen wollen, welches uns trennen soll? Und da es jetzt nur noch von ihnen abhängt, da ich im Begriff bin, ihre Mutter zu gewinnen; ach! kommt denn nun der Streich, der mich zu Boden stürzt, ganz allein von ihnen?

Belehrt von den Stralen der Hoffnung, die ihre Mutter Monrevel gegeben hatte, und glaubend, dies alles sollte nur zur glücklichen Entwickelung der Scene, die sie mitspielen mußte, dienen, fuhr Amelie fort, sich zu verstellen. Sie antwortete ihrem Geliebten, daß es ja bei ihm stehe, das niederschlagende Schauspiel, welches er zu ahnen schiene, zu ersparen, und daß sie vor allem ihm rathe, mit der Göttin

des Kriegs allen Kummer zu vergessen, den die Liebe ihm spende. Allein ohngeachtet die Gräfin es ihr gesagt hatte, hütete sie sich doch wohl, sich merken zu lassen, als habe sie den Muth des Ritters in Verdacht. Amelie kannte Monrevel zu gut, um daran zu zweifeln; sie liebte ihn zu herzlich, als daß sie sich nur einen Scherz über eine so heilige Sache hätte erlauben sollen.

Es ist also geschehen: ich muß sie verlassen! rief der Ritter, Ameliens Knie, welche er noch ein mal zu umfassen wagte, mit Thränen benetzend. Sie haben die Kraft, es mir zu befehlen! Wohlan! Ich werde in meinem Geist Kraft finden, ihnen zu gehorchen. Möge der Glückliche, dem ich sie überlasse, den Werth dessen fühlen, was er besitzt! Möge er sie so glücklich machen, als sie es zu seyn verdienen! Machen sie mich zum Theilnehmer ihres Glücks, Amelie! Das ist die einzige Gunst, warum ich sie bitte, und ich werde minder unglücklich seyn, wenn ich weiß, daß Amelie in des Glückes Schooße sitzt.

Amelie konnte diese lezten Worte nicht hören, ohne sich tief bewegt zu fühlen. Unwillkührliche Thränen waren ihre Verräther, und Monrevel, sie in seine Arme fassend, rief: o glücklicher Augenblick! Ich habe Reue in diesem Herzen erblickt, welches ich so lange für das meinige hielt! Es ist also nicht wahr, theure Amelie, daß sie Salins lieben, denn sie weinen um Monrevel? Sagen sie ein Wort, Amelie; ein einziges Wort, und sei dann die Niederträchtigkeit des Ungeheuers, das sie mir entführt, noch so groß; ich will ihn entweder zwingen, sich mit mir zu schlagen, oder ihn zugleich für seine Feigheit, und für die Kühnheit, daß er sich zu ihnen erhebt, züchtigen.

Aber Amelie hatte sich gesammelt. Bedroht, alles zu verlieren, fühlte sie zu sehr die Wichtigkeit des Fortspielens der Rolle, welche ihr aufgegeben war, als daß sie hätte nur einen Augenblick länger dieselbe verlassen sollen.

Ich verstecke die Thränen nicht, die sie in Verwunderung setzen, Ritter, sagte sie mit Festigkeit; aber sie erklären sich die Ursache derselben sehr falsch. Eine mitleidige Empfindung für sie mag sie hervorgelockt haben, aber die Liebe hat nicht den mindesten Theil daran. Seit langer Zeit an ihren Umgang gewöhnt, kann es mir unangenehm seyn, sie zu verlieren, ohne daß irgend ein zärtlicheres Gefühl, als der bloßen Freundschaft, diesen Kummer in mir erregt.

Gerechter Himmel! rief der Burgvogt, sie entreißen mir alles, auch den Trost, der allein die Wunden meiner Brust einen Augenblick stillte! — Amelie, wie grausam verfahren sie mit einem Manne, der ihnen nie ein anderes Unrecht zufügte, als daß er sie anbetete! Und also nur dem Mitleiden verdanke ich diese Thränen, auf welche ich eine Minute hindurch so stolz war? Das ist also die einzige Empfindung, welche ich von ihnen erwarten darf? —

Es kam jemand, und unsere beiden Liebenden waren gezwungen, sich zu trennen; der eine in Verzweiflung, die andere mit nagendem Schmerze über einen so grausamen Zwang, nichts desto weniger aber sehr zufrieden, daß sie zufälligerweise entbunden wurde, ihn länger zu dulden.

So verflossen noch einige Tage, und die Gräfin benutzte sie, ihre lezten Batterien anzulegen, als Monrevel eines Abends aus der Tiefe des Gartens, wohin seine Schwermuth ihn gelockt hatte, allein und unbewaffnet zurückkehrend, plötzlich von vier Menschen angefallen wurde, welche nach seinem Leben zu trachten schienen. In dieser gefahrvollen Lage verließ sein Muth ihn nicht. Er vertheidigte sich, schlug die Feinde zurück, die auf ihn eindrangen, rief um Hülfe, und schaffte sich, unterstützt von den Leuten der Gräfin, die, sobald sie ihn hörten, herbeigelaufen waren, die Mörder vom Halse.

Die Gräfin von Sancerre, von der eben überstandenen Gefahr unterrichtet,

die verrätherische Gräfin, welche am besten wußte, von welchen Händen diese Schlinge gelegt worden war, bat Monrevel, in ihr Gemach zu kommen, ehe er sich entfernte.

Gräfin, sagte der Ritter, als er sie sah, ich kenne die zwar nicht, welche nach meinem Leben trachten, aber ich habe es doch nicht geglaubt, daß man in ihrem Schlosse es wagen könnte, einen waffenlosen Ritter zu überfallen.

Monrevel, antwortete die Gräfin, die wohl sah, daß der Ritter noch sehr aufgebracht war, es ist mir unmöglich, sie vor diesen Gefahren zu schützen. Ich kann nichts weiter, als sie vertheidigen helfen. Meine Leute eilten zu ihrem Schutze herbei; stand es in meiner Macht, mehr zu thun? Wie ich ihnen gesagt habe: sie haben es mit einem Schurken zu thun. Umsonst werden sie mit ihm nach den Gesetzen der Ehre verfahren; er wird sich nicht daran kehren, und ihr Leben wird stets in

Gefahr seyn. Glauben sie es mir: ich wünsche, er wäre weit von hier; aber kann ich wohl den Aufenthalt in meinem Schlosse einem verwehren, den der Herzog von Burgund als einen Schwiegersohn von mir aufgenommen wissen will, den meine Tochter liebt, und von dem sie wieder geliebt wird? Seyn sie billiger, Ritter, da ich eben soviel gelitten habe, als sie; beurtheilen sie die Theilnahme, welche alle diese Dinge mir einflößen, nach den zahllosen Banden, die mich an ihr Loos fesseln. Dieser Streich kommt von Salins; ich kann nicht daran zweifeln. Er kennt die Gründe, die sie hier zurückhalten, da alle Ritter bei ihren Befehlshabern sind. Ihre Liebe ist leider zu bekannt. Salins rächt sich, und da er wohl einsieht, daß er sich ihrer nicht anders, als durch ein Verbrechen entledigen kann, so begeht er es. Es schlägt fehl, und er wird es wiederholen. — O theurer Ritter! ich zittere, zittere mehr noch, als sie!

Wohlan dann, Gräfin, erwiederte

Monrevel; befehlen sie ihm, daß er die unnütze Verkappung ablege, und erlauben sie mir, ihn auf eine Art anzugreifen, die ihn zwingt, mir Rede zu stehen. Wozu verkappt sich denn Salins, wenn er sich auf Befehl seines Fürsten bei ihnen aufhält? Warum verkappt er sich, wenn ihn die liebt, welche er hier sucht, und wenn sie ihn beschützen, Gräfin?

Ich, Ritter? — Diese Beleidigung habe ich nicht erwartet. — Doch wir wollen davon abstehn. Jezt ist es nicht Zeit zur Rechtfertigung. Ich will nur ihre Angabe beantworten, und sie sollen sehen, wenn ich ihnen alles gesagt habe, ob ich an dem Betragen meiner Tochter, was diese Wahl betrifft, Theil habe. Sie fragen mich, warum Salins sich verkappt. Zuerst verlangte ich es von ihm, um ihrer zu schonen; nun, da er diese Maske fortsetzt, ist es Feigheit von ihm. Er fürchtet sie, sucht sie zu vermeiden, greift sie nur hinterrüks an. Sie verlangen von mir, daß ich einwillige, daß sie sich schlagen; glau=

ben sie mir, Monrevel: er wird keinen Zweikampf eingehen, und merkt er ihre Absicht, so wird er seine Maßregeln so zu nehmen wissen, daß ich selbst nicht mehr sie werde sichern können. Mein Verhältniß zu ihm ist von der Art, daß ich selbst nicht im Stande bin, ihm über alles, was vorfallen mag, Vorwürfe zu machen. — Die Rache ist also nur in ihren Händen; ihnen allein gehört sie, und ich bedaure sie sehr, wenn sie die nicht ergreifen, welche nach der Niederträchtigkeit, welche Salins ausgeübt hat, so rechtmäßig ist. Braucht man bei Verräthern die Gesetze der Ehre zu achten? Wie können sie andere Wege suchen, als die, welcher er sich bedient, da es gewiß ist, daß er keinen von denen, welche ihr Muth ihm vorschlägt, annehmen wird? Müssen sie ihm nicht zuvorzukommen suchen? Seit wann ist denn das Leben einer Memme so kostbar, daß man es ihr ohne Kampf nicht zu entreissen wagt? Man mißt sich mit dem Manne von Ehre; man läßt den tödten, der uns nach dem Leben trachtete. Möge das Beispiel ihrer

Gebieter ihnen hier zur Regel dienen. Als der Stolz Karls von Burgund, der uns jezt beherrscht, durch den Herzog von Orleans gekränkt war, trug er ihm einen Zweykampf an, oder ließ er ihn morden? Die lezte Partie schien ihm die sicherste; er ergrif sie. Ein Ritter ist deswegen nicht minder ehrliebend, und tapfer, weil er sich eines Schurken entledigt, der ihm das Leben nehmen will. — Ja, Monrevel! ich will, daß sie meine Tochter besitzen, will es, um welchen Preis es auch seyn möge. Ergründen sie nicht die Gefühle, welche in mir den Wunsch erregen, sie in meiner Nähe zu haben; ich würde davor erröthen, und dieses schlecht geheilte Herz ..... Doch es sey! Sie werden mein Sohn, Monrevel. Ich will sie glücklich sehen, selbst auf Kosten meines Glücks. Wagen sie es jezt noch, mir zu sagen, daß ich Salins beschütze; wagen sie es jezt noch, theurer Freund, und ich werde wenigstens das Recht haben, mit ihnen ungerecht zu verfahren, da sie meine Güte bisher mißverstanden haben.

Gerührt warf sich Monrevel der Gräfin zu Füßen, und bat um Verzeihung, sie so falsch beurtheilt zu haben. — Aber Salins zu morden, schien ihm ein Verbrechen zu seyn, das über seine Kräfte ging.

O Gräfin! rief er mit Thränen, nie werden diese Hände sich erkühnen, den Dolch in die Brust eines Wesens zu stossen, das mir gleicht! — Mord ist das scheuslichste von allen Verbrechen......

Ist kein Verbrechen mehr, wenn er unser Leben rettet. — Aber welche Schwachheit, Ritter! Wie übel steht sie einem Helden an! Was thun sie denn, frage ich, wenn sie in die Schlacht gehn? Sind diese Lorbeern, welche ihre Stirn umkränzen, nicht Preise begangener Morde? Sie halten es für erlaubt, den Feind ihres Fürsten zu tödten, und zittern, den ihrigen zu erdolchen! Und wie heißt denn das tyrannische Gesetz, das in eine und ebendieselbe Handlung eine so ungeheure Verschiedenheit legen kann? Gewiß, Mon-

revel: wir müssen entweder nie einem nach dem Leben trachten, oder, wenn diese Handlung zuweilen rechtmäßig scheinen kann, so ist es in dem Fall, wenn sie uns von der über eine Beleidigung erwachten Rache eingegeben wird. — Doch was rede ich viel? Was kümmerts mich. — Zittere, schwacher kleinmüthiger Mann, und laß in der elenden Furcht eines eingebildeten Verbrechens unwürdig die, welche du liebst, in den Armen des Ungeheuers, welche sie dir raubte! Sieh deine arme Amelie verführt, in Verzweiflung, verrathen im Schooß des Unglücks schmachten; höre sie, wie sie zu Hülfe dich ruft, und du, Treuloser, ziehst feigherzig das ewige Verderben deiner Geliebten der gerechten und nothwendigen Handlung, dem niederträchtigen Henker von euch Beiden das Leben zu entreissen, vor!

Als die Gräfin Monrevel wanken sah, wendete sie alles an, ihm die Unthat, welche sie ihm rieth, leicht zu machen, und ihm

ihm fühlen zu lassen, daß, wenn eine solche Handlung so nothwendig wird, es auch sehr gefährlich ist, sie nicht zu begehen; mit einem Wort: daß, wenn er nicht eilte, nicht nur sein Leben jeden Augenblick in Gefahr sei, sondern er auch befürchten müsse, seine Geliebte vor seinen Augen ihm entreissen zu sehen. Denn Salins, der durchaus gewahr werden müsse, daß sie ihn nicht begünstige, der Gunst des Herzogs von Burgund aber sicher sei, werde jeden Weg einschlagen, der ihn zum Besitz seiner Geliebten verhelfen könne, und sie vielleicht im ersten Augenblick, und um so leichter, entführen, da Amelie dazu bereitwillig sei. — Zulezt wußte die Gräfin den Geist des jungen Ritters so in Feuer zu setzen, daß er alles annahm, und es ihr zu Füßen feierlich schwor, er werde seinen Nebenbuhler morden.

Bis jezt sind die Absichten der ränkevollen Frau dunkel; die entsetzlichen Fol-

gen derselben werden sie nur zu sehr ins Licht bringen.

Monrevel ging; aber sein Entschluß änderte sich bald. Wider seinen Willen erhob sich die Stimme der Vernunft in ihm gegen das, was die Rache ihm eingab, und er wollte sich zu nichts entschließen, bis er nicht anständigere Mittel, welche die Ehre ihm vorschrieb, angewendet hätte. Am folgenden Tage schickte er dem angeblichen Salins einen Fehdebrief, und erhielt in derselben Stunde folgende Antwort:

„Um das, was mir gehört, verstehe „ich nicht zu kämpfen. Mag der von „seiner Schönen verachtete Liebhaber „den Tod wünschen: ich liebe das Leben. „Und wie sollte ich es nicht, da alle Au„genblicke desselben meiner Amelie theuer „sind! Wenn sie Lust haben, sich zu schla„gen, Ritter, so eilen sie zu Karl; er „gebraucht Helden. Glauben sie es mir:

„die kriegerischen Spiele passen sich mehr „für sie, als die Spiele der Liebe. Bei je„nem erndten sie Ruhm ein, und diese „möchten ihnen, ohne daß ich dabei Ge„fahr laufe, theuer zu stehen kommen.“

Monrevel zitterte vor Wuth, als er diese Worte las. Der Bube! rief er. Er droht, und hat nicht den Muth, sich zu vertheidigen. Jezt hält mich nichts. Ich muß nur auf meine Sicherheit denken, nur darauf denken, den Gegenstand meiner Liebe zu erhalten. — Ich darf keinen Augenblick wanken. — Aber was sage ich? — Gerechter Himmel! wenn sie ihn liebt! — wenn Amelie den schändlichen Nebenbuhler liebt, werde ich ihr Herz erhalten, wenn ich ihm das Leben raube? Werde ich, die Hände mit dem Blute dessen, den sie anbetet, besudelt, es wagen können, vor ihr mich zu zeigen? Jezt bin ich ihr gleichgültig; hassen wird sie mich, wenn ich weiter gehe!

So dachte der unglückliche Monrevel, von diesem Aufruhr wurde sein Innres bestürmt, als ohngefähr zwei Stunden nach dem Empfang jener Antwort die Gräfin ihm sagen ließ, er möchte zu ihr kommen.

Um ihre Vorwürfe zu vermeiden, Ritter, sagte sie, wie er eintrat, habe ich die sichersten Maasregeln genommen, alles zu erfahren, was hier vorgeht. Ihr Leben ist abermal in Gefahr. An zwei Verbrechen wird zugleich gearbeitet. Eine Stunde nach Sonnenuntergang werden vier Männer ihnen folgen, und sie nicht verlassen, bis sie von ihren Dolchen gefallen sind. Zugleich entführt Salins meine Tochter; widersetze ich mich, so meldet er es dem Herzog, und rechtfertigt sich, indem er uns beide anklagt. Die erste Gefahr vermeiden sie, wenn sie sich von sechs meiner Leute begleiten lassen; sie erwarten sie an der Thür. Wenn es sechs schlägt, lassen sie ihr Gefolge da, gehen allein in

den großen gewölbten Saal, der mit den Zimmern meiner Tochter in Verbindung steht. Gerade um die genannte Stunde geht Salins durch den Saal zu Amelien. Sie erwartet ihn, und beide reisen noch vor Mitternacht. Dann, bewafnet mit diesem Dolch — nehmen sie ihn, Monrevel; nehmen sie ihn aus meinen Händen! — dann, sage ich, rächen sie das erste Verbrechen, und verhüten das zweite. — Ich bin es, ungerechter Mann, die den Arm bewafnet, der den Gegenstand ihres Hasses strafen soll! Ich bin es, die ihnen diejenige giebt, welche sie lieben müssen! Ueberhäufen sie mich noch mit ihren Vorwürfen? Undankbarer, siehe, wie ich deine Verachtung bezahle! Gehe, eile zur Rache. Amelie erwartet dich in meinen Armen.

Geben sie mir den Dolch, Gräfin, rief Monrevel zu gereizt, um noch zu wanken. Nichts hindert mich mehr, meinen Nebenbuhler meiner Wuth zu opfern. Ich schlug

ihm den Weg der Ehre vor; er weigerte sich, er ist ein Feiger; er empfange das Loos eines Feigen. Geben sie mir den Dolch, Gräfin! Ich gehorche.

Der Burgvogt ging. Kaum war er fort, als die Gräfin eilig ihre Tochter rufen ließ. — Amelie, sagte sie, jezt können wir von der Liebe des Ritters überzeugt sein, so wie von seinem Muthe. Jede neue Probe ist unnütz. Ich gebe endlich deinen Wünschen nach. Da es aber leider nur zu wahr ist, daß der Herzog von Burgund dich Salins bestimmt, da es nur zu gewiß ist, daß dieser vielleicht, ehe acht Tage verfließen, hier eintreffen wird, so ist das einzige, was dir, wenn du Monrevel besitzen willst, übrig bleibt — die Flucht. Es muß aber den Schein haben, als wenn er dich wider mein Wissen entführt, als wenn er sich zu diesem Schritte durch die lezten Wünsche deines Vaters berechtigt glaubt. Er muß ferner läugnen, daß er die mindeste Kenntniß von der Wil=

lensveränderung unsers Fürsten gehabt hat, sich zu Monrevel heimlich mit dir verbinden, und dann zum Herzoge eilen und sich bei ihm entschuldigen. Dein Geliebter fühlt die Nothwendigkeit dieser Bedingungen; er geht alle ein; aber ehe er sich dir eröffnet, habe ich dir diese Winke geben wollen. — Was meinst du zu diesem Plan, meine Tochter? Findest du etwas unschickliches daran?

Gewiß fände ich das, antwortete Amelie voll Ehrfurcht und Dankbarkeit, wenn er ohne ihre Einwilligung ausgeführt würde; da sie aber selbst gütig daran arbeiten, so habe ich weiter nichts zu thun, als ihre Knie zu umfassen, um ihnen zu bezeugen, wie sehr ich den Werth ihrer Wohlthaten fühle.

So laß uns dann keinen Augenblick verlieren, erwiederte die Falsche, welche die Thränen ihrer Tochter von neuem empörten. — Monrevel weiß alles; aber es

ist sehr nothwendig, daß du dich verkleidest. Sehr unangenehm wäre es, wenn du vor deiner Ankunft auf Monrevels Schlosse erkannt würdest, und noch unangenehmer, wenn Salins, den wir alle Tage erwarten, vielleicht auf euch stieße. Wirf dich daher in diese Kleider, fuhr die Gräfin fort, indem sie ihrer Tochter diejenigen darbot, welche der vorgebliche Salins getragen hatte. Wenn die Thurmwache die zehnte Stunde ruft, *) dann gehe wieder auf dein Zimmer. Dies ist der bestimmte Augenblick, wo Monrevel zu dir kommt. Es erwarten euch Pferde, und ihr reist auf der Stelle von hier.

Verehrungswürdige Mutter, rief Amelie, die Gräfin umarmend; könnten sie in

*) Nach der Sitte der damaligen Zeit stieß eine in einem Wachhause stehende Schildwache alle Stunden in die Trompete.

meinem Herzen die Gefühle lesen, womit sie mich beseelen! — Könnten sie . . . . . .

Nein, nein, rief die Gräfin, sich den Armen ihrer Tochter entwindend. Deine Dankbarkeit ist unnütz. Wenn dein Glück gemacht ist, ist es auch das meinige. Jezt laß uns nur auf deinen Anzug denken.

Die Stunde rückte näher. Amelie nahm die Kleidung, welche man ihr darbot. Die Gräfin vernachlässigte nichts, was sie Klotildens jungen Verwandten, den Monrevel für Salins hielt, ähnlich machen konnte. Endlich schlug die schreckliche Stunde.

Eile, meine Tochter, sprach die Gräfin. Monrevel wartet deiner.

Die liebenswürdige Amelie, welche fürchtete, eine so schnelle Abreise möchte sie verhindern, ihre Mutter wiederzusehen, warf sich mit Thränen an ihre Brust. Falsch genug, um die Unthaten, welche sie brütet, unter dem äußern Schein von Zärtlichkeit zu verbergen, umarmte die Gräfin ihre Tochter, und vermischte ihre Thränen mit den Thränen derselben.

Amelie riß sich los. Sie eilte zu ihrem Zimmer. Sie öffnete den unglücklichen Saal, den ein schwaches Licht kaum erhellte, und wo Monrevel, einen Dolch in der Hand, seinen Nebenbuhler erwartete, um ihn niederzubohren. Als er jemand erblickte, den er nach allen Umständen für den gesuchten Feind halten mußte, sprang er ungestüm auf ihn los, stieß blindlings mit dem Dolch, und streckte mit Strömen von Blut den geliebten Gegenstand, für den er tausendmal all das seinige verspritzt hätte, zu Boden.

Sieh, Verräther! rief die Gräfin, plötzlich mit Fackeln erscheinend, sieh, wie ich mich für deine Verachtung räche. Erkenne deinen Irrthum, und lebe dann, wenn du es noch kannst!

Amelie athmete noch. Stöhnend und kraftlos durch Schmerz und Blutverlust, sprach sie folgende Worte zu Monrevel:

Theurer Freund, was that ich, daß ich den Tod von deiner Hand verdiente? — Ist dies das Band, was meine Mutter knüpfen wollte? — Doch ich mache dir keine Vorwürfe. — Der Himmel läßt mich in diesen lezten Augenblicken alles durchschauen. — Verzeih mir es, Monrevel, daß ich dir meine Liebe versteckt habe! Du sollst wissen, wer mich dazu zwang. Mögen meine lezten Worte dich wenigstens überzeugen, daß du nie eine

treuere Freundin hättest, als mich, daß ich Dich mehr liebte, als meinen Gott; mehr, als mein Leben, und daß ich sterbe, dich anbetend.

Aber Monrevel hörte nichts mehr. Zur Erde auf den blutigen Leib seiner Amelie hingestreckt, seinen Mund auf den Mund seiner Geliebten geheftet, suchte er diese theure Seele zu beleben, indem er die seinige, brennend von Liebe und Verzweiflung, aushauchte. Bald weinte, bald wüthete er, bald beschuldigte und verfluchte er den schändlichen Urheber des Verbrechens, welches er beging. Endlich sprang er wüthend auf, und sprach zur Gräfin:

Was erwartest du von dieser schändlichen That, Verrätherin? Glaubst du, darin eine Befriedigung deiner entsetzlichen Lüste zu finden? Hast du Monrevel

so schwach gehalten, daß er seine Geliebte überleben könnte? Gehe, oder ich stehe dir nicht dafür, daß ich in dem entsetzlichen Zustande, worin deine Bubenstücke mich gestürzt haben, nicht meine Hände mit deinem Blute besudle!

Stoß zu, schrie die Gräfin voll Wahnsinn; stoß zu, hier ist meine Brust! Glaubst du, daß ich das Leben liebe, wenn die Hoffnung, dich zu besitzen, mir auf immer geraubt ist? Ich wollte mich rächen, wollte einer verhaßten Nebenbuhlerin mich entledigen, und verlange nicht, mein Verbrechen und meine Verzweiflung zu überleben. Aber deine Hand soll mir den Tod geben, unter deinen Dolchstichen will ich sterben! — Nun, was hält dich? Feiger! Habe ich nicht genug dich beleidigt? Wer vermag denn deinen Zorn zu zähmen? — Entzünde die Fackel der Räche in diesem kostbaren Blute, welches ich dich habe vergießen lassen, und schone der-

jenigen nicht, welche du hassen mußt, ohne daß sie aufhören kann, dich anzubeten!

Ungeheuer! rief Monrevel; du bist des Todes nicht werth; ich würde nicht gerächt sein! — Nein! Lebe, damit die Erde dich verabscheue; lebe, damit deine Gewissensbisse dich zerfleischen. Alles, was athmet, müsse deine Unthaten wissen und dich verachten; jeden Augenblick müssest du, dir selbst ein Scheusal, das Licht des Tages unerträglich finden! Aber wisse wenigstens, daß deine Bubenstreiche mich meiner Geliebten nicht entreißen sollen: meine Seele folgt ihr zum Throne des Ewigen. Dort werden wir beide gegen dich zeugen.

Mit diesen Worten stieß sich Monrevel den Dolch in die Brust, sank mit seinen lezten Seufzern in die Arme seiner Geliebten, und umschlang sie so innig, daß kei-

ne menschliche Kraft sie zu trennen vermochte.

Beide wurden in einen Sarg gelegt, und in der Hauptkirche von Sancerre beigesezt. Oft noch kommen wahre Liebende dort, vergießen Thränen auf ihrem Grabe, und lesen auf dem Marmor, der sie deckt, mit Rührung folgende Grabschrift, welche Ludwig der Zwölfte ihnen zu setzen, sich nicht schämte.

Weint, ihr Liebenden, weint! Wie ihr, so liebten auch sie sich,
Ohne daß Hymen je ihre Wünsche gekrönt.
Ach! ein reizendes Band umschlang sie beide, die Treuen;
Und auf ewig zerriß schändliche Rache das Band.

Die Gräfin allein überlebte alle diese Gräuel, aber nur um sie ihr Lebelang zu

beweinen. Sie führte einen sehr frommen Wandel, starb zehn Jahre darauf in einem Kloster zu Auxerre, und die ganze Gemeinde war erbaut durch ihre Bekehrung, und wahrhaft gerührt über die Aufrichtigkeit ihrer Reue.

III.

Dorgeville.

Dorgeville, der Sohn eines reichen Kaufmanns in Rochelle, reiste sehr jung mit einer Empfehlung an einen Onkel, der sehr gute Geschäfte machte, nach Amerika. Er war noch nicht zwölf Jahr alt, als man ihn dahin schickte. Bei diesem Verwandten machte er große Fortschritte auf seiner sich vorgesetzten Laufbahn, und in der Uebung aller Tugenden.

Nur geringe war der junge Dorgeville mit körperlichen Reizen ausgestattet. Er hatte nichts unangenehmes, aber auch

keinen jener physischen Vorzüge, die einem Individuum unsers Geschlechts den Namen eines schönen Mannes verschaffen. Was ihm indessen auf dieser Seite mangelte, das gab ihm die Natur auf der andern wieder, nämlich: einen hellen Verstand, der oft mehr gilt, als Genie, ein erstaunlich feines Gefühl, einen offenen, aufrichtigen Karakter. Kurz, Dorgeville besaß alle die Eigenschaften, die einen braven, gefühlvollen Mann ausmachen, in hohem Grade, und in dem damaligen Zeitalter war dies mehr, denn zuviel, um fast gewiß das ganze Leben hindurch unglücklich zu seyn.

Kaum hatte Dorgeville sein zwei und zwanzigstes Jahr erreicht, als sein Onkel starb, und ihn als Vorsteher seines Hauses zurückließ, welches er denn auch drei Jahre hindurch mit der möglichsten Einsicht regierte. Allein bald wurde seine Herzensgüte die Ursache seines Ruins. Er verbürgte sich für verschiedene Freunde, die nicht so ehrlich waren, als er. Ohn=

Ohngeachtet die Betrüger nicht Wort hielten, so wollte er doch seiner Bürgschaft Ehre machen, und in kurzer Zeit war er ruinirt.

Es ist abscheulich, sagte der junge Mann, in meinem Alter schon banquerot zu seyn; tröstet mich aber etwas, so ist es die Gewißheit, nur Glückliche gemacht, und keinen mit in meinen Sturz verwickelt zu haben.

Nicht nur in Amerika erduldete Dorgeville Unglücksfälle; der Schooß seiner eigenen Familie wurde für ihn eine Quelle entsetzlicher Leiden. Eines Tages erhielt er die Nachricht, daß eine Schwester, die erst einige Jahre nach seiner Abreise nach Amerika geboren war, sich und alles, was zu ihr gehörte, entehrt und ins Unglück gestürzt hatte. Das verdorbene Mädchen, Namens Virginia, welches jezt achtzehn Jahr alt, und zum Unglück schön, wie die Göttin der Liebe war, hatte sich in einen Komtoirschreiber ihres Hauses vergafft,

und da sie keine Einwilligung zur Heirath erhielt, um ihren Zweck zu erreichen, schändlicherweise nach dem Leben ihrer Eltern getrachtet. In dem Augenblick, wo sie sich mit einem Theil des baaren Geldes flüchten wollten, hatte man zum Glück den Raub entdeckt, ohne sich jedoch der Schuldigen, die, hieß es, beide in England wären, bemächtigen zu können. In eben diesem Briefe bat man Dorgeville, nach Frankreich zurückzukehren, sich mit seinem Erbtheile hier zu etabliren, und wenigstens durch das Vermögen, was er finden würde, das, was er unglücklicherweise verloren hatte, wieder zu ersetzen.

In Verzweiflung über die von allen Seiten auf ihn eindringenden unglücklichen Begebenheiten, ging Dorgeville nach Rochelle zurück, und fand daselbst die traurigen Nachrichten, die er erhalten hatte, nur zu sehr bestätigt. Dem Handel, den er nach so vielen Fehlschlagungen nicht mehr führen zu können glaubte, entsagend, befriedigte er mit einem Theil seines noch

übrigen Vermögens seine Verbindlichkeiten gegen seine amerikanischen Handelsfreunde, und mit dem andern wollte er nahe bei Fontenay in Poitou ein Landhauß kaufen, wo er den Rest seiner Tage in Ruhe und in der Uebung der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, der beiden Lieblingstugenden seiner gefühlvollen Seele, hinbringen könnte.

Dieser Plan kam zur Ausführung. Beschränkt auf sein kleines Eigenthum erleichterte Dorgeville die Leiden des Alters und der Dürftigkeit, verheirathete die Waisen, ermunterte den Bebauer des Feldes, und wurde mit einem Worte der Gott des Kantons, den er bewohnte. Fand sich ein Unglücklicher, so stand Dorgevilles Haus ihm offen; gab es ein gutes Werk zu vollbringen, so machte er seinen Nachbarn stets diese Ehre streitig; floß eine Thräne, so eilte nur Dorgevilles Hand, sie zu trocknen, und jedermann, seinen Namen segnend, sprach aus voller Seele: „Seht den Mann, den die Natur bestimmt

„hat, daß er uns für die Leiden, womit „Bösgesinnte uns zu Boden drücken, ent= „schädige. Solche Geschenke macht sie zu= „weilen der Erde, um sie für die Uebel, wo= „mit sie dieselbe überhäuft, zu trösten.“

Der Wunsch, Dorgeville möchte sich verheirathen, geschah wohl mit Recht. Leu= te von seiner Art sind der Gesellschaft theu= er; aber bis jezt den Lockungen der Liebe durchaus unzugänglich, hatte er erklärt, daß, wenn nicht der Zufall ihm ein Mäd= chen finden ließe, welches durch Dankbar= keit gegen ihn sich gleichsam verpflichtet fän= de, ihn glücklich zu machen, er nie heira= then würde. Man trug ihm mehrere Par= tien an; aber er schlug sie alle aus, weil er, wie er sagte, bei keinem einzigen der weib= lichen Wesen, die man ihm in Vorschlag brachte, hinlänglichen Grund zu glauben fand, daß er einst von ihm geliebt seyn könnte.

Diejenige, welche ich zum Weibe neh= me, sprach Dorgeville, soll mir alles schul=

dig seyn, da ich weder ein so beträchtliches Vermögen, noch eine so schöne Gestalt besitze, daß ich sie durch diese Eigenschaften fesseln kann; dies muß durch wesentliche Verbindlichkeiten geschehen, die, sie mit mir fest verknüpfend, ihr alle Mittel benehmen, mich zu verlassen oder mir untreu zu werden.

Einige seiner Freunde bestritten diese Grundsätze. Wie stark werden diese Fesseln denn sein, gaben sie ihm zu verstehen, wenn die Seele derjenigen, die sie sich verbindlich gemacht haben, nicht eben so schön ist, als die ihrige? Nicht für alle Menschen ist die Dankbarkeit eine so unzerreißbare Kette, als für sie. Es giebt schwache Gemüther, die sie nicht kennen; es giebt verwegene, die sich davon loswinden. Haben sie nicht auf ihre Kosten die Erfahrung gemacht, Dorgeville, daß man sich durch Dienstleistungen weit eher Feinde, als Freunde macht?

Diese Gründe waren einleuchtend; aber Dorgevilles Unglück war es, andere

immer nach seinem Herzen zu beurtheilen, und es war nur zu wahrscheinlich, das dieses System, welches ihm bis jezt so viele Leiden verursacht hatte, auch für seine übrige Lebenszeit verderblich für ihn sein würde.

So dachte der brave Mann, dessen Geschichte ich darstelle, als das Geschick ihm auf eine sonderbare Art ein Wesen darbot, welches er für bestimmt hielt, sein Loos mit ihm zu theilen, und es als ein seinem Herzen gemachtes köstliches Geschenk ansah.

In jener interessanten Jahreszeit, wo die Natur uns mit ihren Geschenken überhäuft, indem sie uns Lebewohl sagt, wo ihre unendliche Vorsorge sich rastlos einige Monate hindurch verdoppelt und tausendfach verändert, um mit verschwenderischer Hand uns mit so vielen Wohlthaten zu überschütten, daß wir die Wiederkehr ihrer ersten Milde sorglos erwarten können; in jener Epoche, wo die

Bewohner des Landes sich am meisten besuchen, sey es nun zu Jagden, oder Weinlesen, oder zu andern für den, der das Landleben liebt, süßen Beschäftigungen; von so wenigem Werth aber für jene kalten, gefühllosen, von dem Luxus der Städte betäubten, und von ihrer Pestluft ausgedorrten Seelen, welche vom gesellschaftlichen Leben nur das Kümmerliche oder Kleinliche kennen (es scheint, als wenn Offenheit, Unbefangenheit, und jene sanfte Herzlichkeit, welche die Gesellschaft lieblich umschlingen, sich nur bei den Bewohnern des Landes finden, als wenn Menschen nur unter einem reinen Himmel diese Eigenschaften besitzen können, und die dicken Dünste, welche die Atmosphäre großer Städte belasten, auch das Herz der unglücklichen Gefangenen verpesten, die sich selbst verdammen, ihre Mauern nicht zu verlassen); kurz im September nahm Dorgeville sich vor, einen Nachbar zu besuchen, der ihn bei seiner Ankunft in die Provinz aufgenommen hatte, und dessen sanfte, gefühlvolle Seele

mit der seinigen im reinen Einklang zu stehen schien.

Von einem Bedienten begleitet, stieg er zu Pferde, und eilte auf das Schloß seines Freundes zu, welches fünf Meilen vom seinigen entfernt war. Drei hatte er fast gemacht, als er hinter einer Hecke, die den Weg einfaßte, ein ängstliches Stöhnen hörte, welches anfangs seine Neugierde erregte. Bald aber getrieben, von der seinem Herzen so natürlichen Bewegung, jedem Leidenden zu helfen, gab er dem Diener sein Pferd, sprang über den Graben, der zwischen ihm und der Hecke sich befand, arbeitete sich durch diese, und kam endlich an den Ort, woher die Klagetöne, die sein Ohr getroffen hatten, erschallten.

O mein Herr! rief eine sehr hübsche Frau ihm entgegen, die ein Kind, welches sie geboren hatte, auf den Armen hielt; welcher Gott sendet sie den Unglücklichen zu Hülfe? — Sie sehen ein

verzweiflungsvolles Geschöpf, fuhr die Trauernde mit einem Strom von Thränen fort. Diese elende Frucht meiner Schande sollte den Tag nur erblicken, um sogleich von meiner eigenen Hand zu sterben.

Ehe ich sie noch um die Gründe frage, die sie zu solch einer furchtbaren That bringen konnten, erlauben sie mir, mich jezt nur damit zu beschäftigen, wie ich ihnen helfen kann, erwiederte Dorgeville. Mich dünkt, ich sehe einige hundert Schritte von hier eine Hütte; lassen sie uns versuchen, dieselbe zu erreichen. Wenn sie dort die erste Hülfe empfangen haben, die ihr Zustand erfodert, werde ich mich näher nach den Leiden, die sie zu bedrükken scheinen, erkundigen, indem ich ihnen mein Wort gebe, daß meine Neugierde keinen andern Zweck haben soll, als ihnen nützlich zu seyn, und daß sich dieselbe in den Schranken halten wird, welche sie selbst vorzuschreiben belieben.

Cecilia — so hieß die Unglückliche — ergoß sich in Ausdrücken der Dankbarkeit, und nahm den Vorschlag an. Der Bediente nahm das Kind, Dorgeville die Mutter auf das Pferd, und sie näherten sich dem ländlichen Gebäude. Es gehörte begüterten Bauersleuten, die auf Dorgevilles Bitten Mutter und Kind sehr gut aufnahmen. Man bereitete für Cecilia ein Bett, legte ihr Kind in eine Wiege des Hauses, und Dorgeville, zu neugierig auf den Erfolg dieses Abentheuers, um dem Verlangen, ihn zu erfahren, nicht seine vorhabende angenehme Partie zu opfern, schickte hin, und ließ sagen: man möchte nicht auf ihn warten, da er den Tag und die folgende Nacht sich so gut, als es möglich war, in dieser Hütte behelfen wollte.

Weil Cecilia der Ruhe bedurfte, so bat er sie, sich derselben zu bedienen, ehe sie seine Neugierde befriedigte, und da sie sich gegen Abend noch nicht besser befand, so wartete er bis zum andern Morgen.

Dann fragte er das reizende Geschöpf, wie er ihr helfen könnte.

Cecilias Erzählung war nur kurz. Sie sei, sagte sie, die Tochter eines Edelmannes, Namens Duperrier, dessen Gut zehn Meilen von hier liege. Unglücklicherweise habe ein junger Offizier vom Regiment Vermandois, damals zu Niort in Garnison, dessen Schloß nur einige Meilen von dem ihres Vaters entfernt sei, sie verführt. Kaum habe ihr Liebhaber ihre Schwangerschaft erfahren, so sei er verschwunden, und, was noch grausenvoller, drei Wochen darauf im Duell geblieben. Ihre Ehre sei also ohne die Hoffnung, ihren Fehltritt je wieder gut zu machen, auf immer verloren. So lange es möglich gewesen, habe sie ihren Eltern ihre Lage verheimlicht; als sie aber, ausser Stande, sie länger zu täuschen, ihnen alles gestanden, sei sie so übel von ihnen behandelt worden, daß sie die Partie der Flucht ergriffen habe. Unbestimmt und schwankend habe sie sich einige Tage in der umliegenden Gegend

aufgehalten, und sich nicht entschließen können, das väterliche Haus, oder die Güter, welche daran grenzten, ganz zu verlassen. Von ungeheuren Schmerzen ergriffen, habe sie dann den Vorsatz gehabt, ihr Kind und vielleicht sich selbst nachher umzubringen, als Dorgeville ihr erschienen wäre, und ihr so viel Hülfe und Trost versprochen hätte.

Diese Erzählung, gehoben durch eine bezaubernde Gestalt, und durch ein sehr naives, interessantes Wesen fand bald Eingang in Dorgevilles gefühlvolles Herz. — Ich bin zu glücklich, mein Fräulein, sagte er zu der Leidenden, daß der Himmel sie mir in die Hände gegeben hat. Ich gewinne dabei ein doppeltes, meinem Herzen sehr werthes Vergnügen, nämlich sie kennen gelernt zu haben, und dann, was noch viel süßer ist, ihr Unglück gewiß wieder gut zu machen.

Die-

Dieser brave Wohlthäter erklärte dann Cecilia, daß er entschlossen sei, ihre Eltern aufzusuchen, und sie mit ihnen auszusöhnen.

Aber sie reisen allein, mein Herr, antwortete Cecilia; denn ich werde mich ihnen gewiß nicht zeigen.

Ja wohl, Fräulein, sagte Dorgeville: zuerst gehe ich allein; aber ich hoffe nicht ohne die Erlaubniß zurückzukehren, sie bald dorthin führen zu dürfen.

O rechnen sie nimmer darauf! rief Cecilia. Sie kennen die Härte der Leute nicht, mit denen ich zu thun habe. Ihre Grausamkeit ist so anerkannt, ihre Falschheit so groß, daß ich ihnen nicht trauen würde, wenn sie mich auch selbst ihrer Verzeihung versicherten.

Indessen nahm Cecilia die ihr gemachten Anerbietungen an, und da sie Dorgeville entschlossen sah, sich den andern Mor-

gen zu Duperrier zu verfügen, so bat sie ihn, einen Brief an einen gewissen Saint-Surin, einen von den Bedienten ihres Vaters, der immer durch seine ausserordentliche Anhänglichkeit ihr Zutrauen verdient habe, mitzunehmen. Sie übergab diesen Brief Dorgeville versiegelt, und beschwor ihn dabei, ihre große Offenherzigkeit gegen ihn nicht zu mißbrauchen, und den Brief unverlezt zu übergeben.

Dorgeville fand sich beleidigt, daß man nach seinem Benehmen noch Mißtrauen in ihn setzen könne. Sie entschuldigte sich tausend mal; er nahm den Auftrag an, empfahl Cecilia den Landbewohnern, bei welchen sie war, und reißte ab.

Dorgeville dachte, daß der Brief den Bedienten, an den er gerichtet war, für ihn einnehmen würde. Er glaubte daher, weil er Herrn Duperrier ganz und gar nicht kannte, nichts besseres thun zu können, als wenn er den Brief gleich abgäbe, und sich dann durch eben diesen Bedien-

ten, den er auf diese Art kennen lernte, melden ließe. Da er sich gegen Cecilia genannt hatte, so zweifelte er nicht, daß sie dem Saint-Surin, dessen Treue sie so sehr rühmte, nicht sollte geschrieben haben, wer die Person war, die an ihrem Schicksal theilnahm.

Er übergab seinen Brief, und kaum hatte Saint-Surin ihn gelesen, als er in einer Art von Bewegung, deren er nicht Herr zu sein schien, ausrief: Sie? — sie sind es, mein Herr? Herr Dorgeville ist der Beschützer unsers armen Fräuleins? Ich gehe, sie bei den Eltern zu melden: aber ich sage es ihnen vorher, daß sie schrecklich aufgebracht sind. Ich zweifle, daß es ihnen gelingen wird, sie mit ihrer Tochter zu versöhnen. Wie dem auch sei, fuhr Saint-Surin fort, der ein junger Mensch von hellem Verstande zu sein schien, und eine recht hübsche Figur spielte; dieses Verfahren macht ihrem Herzen zu viel Ehre, als daß ich sie nicht sobald als möglich, in den Stand setzen sollte, den Erfolg desselben zu beschleunigen.

Saint-Surin stieg die Treppe hinauf, sagte sogleich seiner Herrschaft das Nöthige, und erschien in einer Viertelstunde wieder. Man nahm zwar Herrn Dorgeville an, weil er sich die Mühe gemacht hatte, einer solchen Sache wegen so weit herzukommen; aber man bedauerte es um so mehr, daß er sich damit abgegeben hatte, weil man kein Mittel sah, ihm das, was er für eine verfluchte Tochter, die ihr Schicksal wegen ihres ungeheuren Fehltritts verdiente, bat, zu bewilligen.

Dorgeville ließ sich nicht abschrecken. Er wurde eingeführt, und fand an Herrn und Madame Duperrier zwei Leute von etwa funfzig Jahren, die ihn sehr artig, aber doch etwas verlegen aufnahmen. Ganz kurz brachte Dorgeville an, was ihn in ihr Haus führte.

Meine Frau und ich, sagte der Mann, sind unwiderruflich entschlossen, nie ein Geschöpf wiederzusehen, welches uns

Schande macht. Sie mag werden, was ihr gut däucht; wir überlassen sie der Fügung des Himmels, von dessen Gerechtigkeit wir hoffen, daß er uns bald an einer solchen Tochter rächen werde.

Dorgeville bestritt dieses Vorhaben mit aller ihm nur möglichen Beredtsamkeit, und da er sah, daß er auf den Geist dieses Ehepaars nichts auszurichten vermochte, so versuchte er einen Angriff auf ihr Herz; allein er fand den nämlichen Widerstand. Indessen wurde Cecilia von ihren grausamen Eltern keines andern Vergehens angeklagt, als dessen sie sich selbst für schuldig bekannt hatte, und es fand sich, daß ihre Erzählung genau mit den Beschuldigungen ihrer Richter überein stimmten.

Was half es Dorgeville, als er zeigte, daß eine Schwachheit noch kein Verbrechen sei, daß, wäre Cecilias Verführer nicht gestorben, eine Heirath alles wieder gut gemacht haben würde? Nichts. —

Unser Vermittler empfahl sich. Man wollte ihn zum Mittagessen behalten; aber er dankte und ließ dabei fühlen, daß die Ursache seiner abschlägigen Antwort in der, die man ihm gab, liege. Man drang auch eben nicht in ihn, und er ging.

Saint-Surin erwartete Dorgeville am Schloßthor. — Nun, mein Herr, rief er ihm mit der Miene der Theilnahme entgegen, hatte ich nicht Grund zu glauben, daß ihre Mühe fruchtlos sein würde? Sie kannten die Leute nicht, an welche sie sich wendeten. Das sind eherne Herzen, welche taub sind gegen die Stimme der Menschlichkeit! Ohne meine ehrerbietige Anhänglichkeit an das brave Fräulein, dessen Beschützer und Freund sie sein wollen, hätte ich schon lange meinen Dienst verlassen, und ich gestehe ihnen, Herr Dorgeville, daß, da ich jezt alle Hoffnung verliere, je dem Fräulein Duperrier meine Ergebenheit bezeugen zu können, ich nur darauf denken werde, eine andere Stelle zu suchen.

Dorgeville besänftigte den treuen Diener, rieth ihm, seine Herrschaft nicht zu verlassen, und versicherte ihn, daß er über Cecilias Schicksal ganz ruhig sein könne, da er von dem Augenblick an, wo sie leider von ihren harten Eltern verstoßen würde, Vaterstelle auf immer bei ihr vertreten wolle.

Weinend umarmte Saint-Surin Dorgevilles Knie, und bat ihn zugleich, eine Antwort auf den Brief, den er von Cecilia empfangen hatte, mitzunehmen. Dorgeville nahm diesen Auftrag mit Vergnügen über sich, und kehrte zu seiner interessanten Beschützten zurück, die er nicht sobald beruhigte, als er es wünschte.

Ach! Herr Dorgeville, sagte sie, als sie die Hartherzigkeit ihrer Familie hörte, ich konnte darauf rechnen, und ich, die ich dieses Benehmens gewiß sein mußte, verzeihe es mir nicht, ihnen einen so unangenehmen Besuch nicht erspart zu haben.

Diese Worte begleitete ein Strom von Thränen, welchen der wohlthätige Dorgeville trocknete, indem er Cecilia schwur, daß er sie nie verlassen wolle.

Da unsere Abentheurerin sich nach einigen Tagen wieder erhohlt hatte, so schlug Dorgeville ihr vor, ihre Genesung in seinem Hause ganz zu vollenden.

Vermag ich wohl ihre Güte auszuschlagen, Herr Dorgeville, antwortete Cecilia sanft, und muß ich doch nicht erröthen, sie anzunehmen? Schon zu viel haben sie für mich gethan; aber durch das Band meiner Dankbarkeit gefesselt, schlage ich nichts aus, was es fester ziehen, und es mir zugleich theurer machen kann.

Die Reise wurde angetreten. Ehe sie noch auf dem Schlosse ankamen, bezeugte Cecilia ihrem Wohlthäter den Wunsch, daß sie in der Freistatt, die er ihr gütigst geben wolle, nicht öffentlich sein dürfe. Ohngeachtet sie funfzehn Meilen von ihren

Eltern entfernt wäre, so sei dies doch nicht weit genug, daß sie nicht fürchten müsse, erkannt zu werden, und mußte sie dann nicht die Rache einer Familie besorgen, die so grausam war, sie für einen freilich schweren Fehltritt — sie gestand es — so strenge zu bestrafen, da man ihn, ehe er begangen war, hätte verhindern sollen. Und würde überdem Dorgeville selbst damit zufrieden sein, die Augen der ganzen Provinz auf sich zu richten, daß er sich für ein von ihren Eltern verstossenes und in der öffentlichen Meinung gebrandmarktes Mädchen so auffallend interessirte?

Dorgevilles Biederkeit gestattete ihm nicht, bei dieser zweiten Rücksicht zu verweilen; aber die erste bestimmte ihn. Er versprach Cecilia, daß sie sich bei ihm aufhalten könne, wie sie es wünschte, daß er sie in seinem Hause für eine Kousine ausgeben würde, und daß sie ausserhalb demselben nur die Personen sehen könnte, welche sie selbst wollte. Cecilia dankte ihrem edlen Freund aufs neue, und sie kamen im Schlosse an.

Ich muß es nur sagen, daß Dorgeville Cecilia nicht ohne eine Art von Theilnahme mit einem Gefühl gemischt, welches er bis jezt noch nicht kannte, gesehen hatte. Ein Herz, wie das seinige, durfte sich nur, erweicht durch Gefühl oder vorbereitet durch Menschlichkeit, der Liebe ergeben. Alle Eigenschaften, die er an einer Frau wünschte, fanden sich in dem Fräulein von Duperrier vereint, und die sonderbaren Umstände, denen er das Herz derjenigen, die er zu heirathen dachte, zu verdanken haben wollte, trafen hier gleichfalls ein. Immer hatte er gesagt, daß er wünsche, die Frau, welcher er seine Hand geben würde, möchte auf irgend eine Art ihm durch Dankbarkeit verbindlich sein, und nur durch dieses Gefühl ihm treu bleiben. Kam dies hier nicht alles zusammen? Und im Fall daß die Regungen in Cecilias Seele nicht allzusehr mit den seinigen im Mißklang standen, durfte er nach seiner Art zu sehen wohl Anstand nehmen, ihr den Antrag zu machen, daß er sie durch Hymens Bündniß für die unverzeihlichen

Beleidigungen der Liebe trösten wolle? Noch schimmerte Dorgeville, wenn er die Ehre der Duperrier wiederherstellte, die Hoffnung einer ganz für seine zartfühlende Seele passenden Begebenheit entgegen. Sah er nämlich nicht deutlich, daß er sie mit ihren Eltern aussöhnen würde, und war es für ihn nicht etwas Köstliches, einem unglücklichen Weibe die Ehre, welche ihr das grausamste aller Vorurtheile raubte, und die Zärtlichkeit einer Familie, welche ihr die unerhörteste Hartherzigkeit nahm, wiederzugeben?

Ganz voll von diesen Ideen fragte Dorgeville Cecilia, ob sie es mißbilligte, wenn er noch einen zweiten Versuch bei ihren Eltern wagte. Sie rieth ihm nicht ab, aber sie nahm sich auch wohl in Acht, ihm zuzurathen, sondern gab ihm sogar zu verstehen, daß alles fruchtlos sein würde; übrigens ließ sie ihm in allem, was er in dieser Sache thun würde, seinen freien Willen, und fügte zulezt noch hinzu: wahrscheinlich fange sie an, ihm lästig zu werden, weil

er so eifrig wünsche, sie einer Familie wiederzugeben, von welcher sie, wie er wohl sähe, verabscheut werde.

Sehr zufrieden mit einer Antwort, die ihm Gelegenheit verschafte, sich zu entdekken, versicherte Dorgeville Cecilia, daß, wenn er eine Versöhnung mit ihren Eltern wünsche, er dieß bloß um ihrent und des Publikums willen thue, da er nicht nöthig habe, das Interesse, welches sie ihm einflößte, zu vermehren, sondern nur höchstens der Hoffnung bedürfe, daß seine Bemühungen ihr nicht mißfallen möchten.

Cecilia erwiederte diese Galanterie dadurch, daß sie ihrem Freunde schmachtende, zärtliche Blicke zuwarf, die etwas mehr als Dankbarkeit verriethen. Sehr wohl begriff Dorgeville den Sinn derselben, und zu allem entschlossen, um endlich seiner Beschützten Ehre und Ruhe wieder zu geben, faßte er zwey Monate nach seinem ersten Besuch bei Cecilias Eltern den Vorsatz, ihnen einen zweyten zu ma=

chen, und ihnen seine rechtlichen Absichten zu erkennen zu geben. Er zweifelte nicht, daß ein solches Verfahren von seiner Seite sie auf der Stelle bestimmen würde, ihr Haus und ihre Arme derjenigen wieder zu öffnen, die glücklich genug den Fehltritt wieder gut machte, welcher sie dahin brachte, viel zu grausam ein Mädchen von sich zu entfernen, das sie vom Grunde ihrer Seele hätten lieben müssen.

Dieses Mal gab Cecilia Dorgeville keinen Brief an Saint-Surin, wie sie es beim ersten Besuch gethan hatte. Vielleicht erfahren wir bald den Grund. Demohngeachtet wendete sich Dorgeville doch wieder an diesen Bedienten, um aufs neue bei Duperrier eingeführt zu werden. Saint-Surin empfing ihn mit den sichtbarsten Zeichen der Achtung und der Freude. Mit den lebhaftesten Aeusserungen der Theilnahme und der Verehrung fragte er ihn nach Cecilia, und als er die Gründe von Dorgevilles zweyten Besuch erfuhr, so lobte er ein so edles Verfahren sehr, erklär-

te aber zugleich, dieser Schritt werde keinen bessern Erfolg haben, als der erste.

Dorgeville ließ sich indessen durch nichts muthlos machen. Er ging zu Duperrier hinein, sagte ihm, seine Tochter sey bey ihm, er sorge aufs beste für sie und ihr Kind, glaube sie gänzlich von ihren Fehlern gebessert; sie sey keinen Augenblick ohne Gewissensbisse gewesen, und ihm scheine es, als wenn man nach einem solchen Benehmen endlich Mitleiden mit ihr haben müßte.

Beide Eltern hörten alles, was er sagte, mit der größten Aufmerksamkeit an, und Dorgeville wähnte einen Augenblick, daß er seinen Zweck erreicht habe. Bald aber überzeugte ihn die erstaunliche Kälte, womit sie ihm antworteten, daß er es mit ehernen Herzen, mit einer Art von lebenden Wesen zu thun habe, die eher wilden Thieren, als menschlichen Geschöpfen ähnlich waren.

Verwirrt durch eine solche Härte fragte Dorgeville Herrn und Madame Duperrier, ob sie auch einen andern Grund hätten, ihre Tochter zu hassen, oder sich über sie zu beschweren, da es ihm fast unbegreiflich sey, wie sie sich durch ein Vergehen dieser Art zu einem solchen Uebermaas von Strenge gegen ein sanftes gutgesinntes Wesen, das durch so viele Tugenden ihr Unrecht wieder gut mache, entschließen könnten.

Hier nahm Duperrier das Wort. Ferne sey es von mir, sprach er, daß ich sie mein Herr, bewegen sollte, diejenige, welche ich sonst meine Tochter nannte, und die sich dieses Namens unwürdig gemacht hat, nicht so gut zu behandeln. Welcher Grausamkeit sie mich auch beschuldigen mögen, so werde ich sie doch nicht so weit treiben. Wir wissen nichts anders von ihr, als ihre Aufführung mit einem schlechten Menschen, auf den sie nie hätte ein Auge werfen sollen. Dieses Vergehen ist schwer genug in unsern Augen, um sie nach der Besudelung mit demselben zu verdammen,

uns nie wieder unter die Augen zu treten. Mehr als ein Mal warneten wir sie im Anfang ihrer Trunkenheit vor den Folgen; wir sagten ihr alles vorher, wie es nun gekommen ist; allein nichts störte sie. Sie verachtete unsern Rath, verkannte unsere Ermahnungen, kurz sie warf sich freiwillig in den Abgrund, ohngeachtet wir ihr denselben stets unter ihren Füßen geöffnet zeigten. So beträgt sich keine Tochter, die ihre Eltern liebt. Bestärkt von ihrem Verführer, der an ihrem Fall schuldig ist, glaubte sie uns trotzen zu können, und that es ohne Scham. Es ist gut, daß sie jezt ihr Vergehen fühlt; es ist gerecht, daß wir ihr unsere Hülfe verweigern, da sie dieselbe mit Füßen trat, als sie ihrer so sehr bedurfte. Cecilia hat eine Sottise begangen, mein Herr; bald wird sie eine zweyte begehen. Die Sache ist bekannt. Unsere Freunde und Verwandte wissen, daß sie, sich des Zustandes, worin ihre Verirrungen sie gesetzt haben, schämend, aus dem väterlichen Hauße geflohen ist.

Dabei

Dabei bleibt es nun. Dringen sie nicht in uns, unser Haus einem gefühl- und sittenlosen Geschöpf wieder zu öffnen, die nur, um uns neue Leiden zu bereiten, in dasselbe zurückkehren würde.

Schreckliches System! rief Dorgeville beleidigt durch soviel Hartnäckigkeit. Gefährliche Grundsätze, nach denen eine Tochter gestraft wird, deren einziges Vergehen darin besteht, daß sie zu gefühlvoll war! Und dieser furchtbare Mißbrauch der elterlichen Gewalt wird die Ursache so vieler scheuslichen Mordthaten! — Grausame Eltern! glaubt es fürder nicht, daß ein unglückliches Weib entehrt ist, wenn sie verführt wurde: mit weniger Weisheit oder Religion würde sie minder strafbar geworden seyn. Bestraft sie nicht, weil sie selbst in den Armen des Wahnsinns die Tugend verehrt hat; nöthigt durch sinnlose Inkonsequenz nicht diejenige zu Schandthaten, welche nur der Natur folgte. Seht, wie die elenden Widersprüche in unsern Gewohnheiten, welche die Ehre von dem

am leichtesten zu entschuldigenden Fehler abhängig machen, diejenigen zu den größten Verbrechen reizen, für welche die Schande ein drückenderes Gewicht ist, als Gewissensbisse! Seht, wie man in diesem Fall, so wie in tausend andern, Schandthaten vorzieht, die verzeihlichen Irrthümern zum Deckmantel dienen. Mögen leichte Vergehungen nie für die Schuldigen entehrend sein, und die, welche sich diese Kleinigkeiten erlaubt haben, werden sich nie deswegen in einen Abgrund des Unglücks hinabstürzen! — Vorurtheile bei Seite — was hat denn ein armes Mädchen für Schande an sich, die, sich ihrem Gefühl zu sehr überlassend, im Uebermaas desselben ihre Existenz verdoppelt hat? Welcher Schandthat ist sie schuldig? Wo liegt denn das schaudervolle Unrecht ihres Herzens oder ihres Verstandes? Wird man denn nie einsehen, daß die zweite Verirrung nur eine Folge der ersten ist, die sie selbst kaum für eine solche hielt? — Und welch einen unverzeihlichen Widerspruch begeht man? Man erzieht das arme Ge-

schlecht in allem, was seinen Fall bestimmen kann, und brandmarkt es, wenn er geschehn ist. Barbarische Väter! verweigert euren Töchtern den Gegenstand nicht, für welchen ihr Herz schlägt. Macht sie aus grausamen Egoismus nicht zu ewigen Opfern eures Geizes und eurer Ehrsucht, und ihren Neigungen unter euren Gesetzen folgend, nur Freunde in euch erblickend, werden sie sich wohl hüten, die Fehler zu begehen, wozu sie eure Weigerung zwingt. Sie sind nur durch euch lasterhaft; nur ihr drückt auf ihre Stirn das verderbende Siegel der Schande. Sie hörten die Stimme der Natur, die ihr schändetet; sie gehorchten ihren Gesetzen und ihr ersticktet sie in ihren Herzen. — Ihr allein verdient den Schimpf oder den Kummer, weil ihr allein die Ursache des Bösen, das sie begehen, seid, allein die Ursache durch eure grausame Behandlung, daß sie die Gefühle der Schaam und der Sittsamkeit, welche die Natur ihnen einpflanzte, besiegen.

Nun wohl, mein Herr, fuhr Dorgeville mit noch mehr Wärme fort, wenn sie die Ehre ihrer Tochter nicht wieder gut machen wollen, so nehme ich dieses Geschäft über mich. Sind sie grausam genug, in Cecilia nur eine Fremde zu sehen, so erkläre ich ihnen hiedurch, daß ich sie als meine Gattin betrachte. Ich nehme die Summe ihrer Vergehungen, welche sie auch sein mögen, auf mich, bekenne sie im Angesicht der ganzen Provinz als mein Weib, und edler, als sie, mein Herr, obgleich mir nach ihrem Betragen ihre Einwilligung unnütz ist, will ich sie dennoch fragen: werde ich sie erhalten?

In Verwirrung gesetzt konnte Duperrier sich hier nicht enthalten, Dorgeville mit den Zeichen des größten Erstaunens zu fixiren.

Wie, mein Herr? rief er; ein feiner Mann, wie sie sind, setzt sich allen Gefahren einer solchen Verbindung freiwillig aus?

Allen, erwiederte Dorgeville. Die Vergehungen ihrer Tochter, ehe sie mich kannte, können mich vernünftigerweise nicht beunruhigen. Nur unbillige Menschen und verabscheuungswürdige Vorurtheile können ein Mädchen anklagen oder herabwürdigen, weil sie einen andern liebte, ehe sie ihren Mann kannte. Diese Denkungsart hat ihren Grund in einem unverzeihlichen Stolz, der, nicht zufrieden, das zu beherrschen, was er hat, auch das in Fesseln zu schmieden strebt, was er noch gar nicht besaß. — Nein, mein Herr: diese empörenden Ungereimtheiten haben über mich keine Gewalt. Ich traue der Tugend eines Mädchens mehr, die das Böse kannte, und es bereut, als einer Frau, die sich vor ihrer Heirath nichts vorzuwerfen hat. Die erste kennt den Abgrund und vermeidet ihn; die andere vermuthet Blumen, und stürzt sich hinein. Noch ein Mal: ich erwarte nur ihre Einwilligung.

Sie ist nicht mehr in unserer Macht, antwortete Duperrier mit Festigkeit. Un-

ferer Autorität über Cecilia entsagend, sie verfluchend, sie von uns stoßend, wie wir es gethan haben und es ferner thun werden, können wir nicht das Vermögen behalten, darüber zu disponiren. Für uns ist sie eine Fremde, die der Zufall ihnen überliefert hat, die durch ihr Alter, ihre Verirrungen und durch unsere Verstoßung frei wird; kurz, mit welcher sie, mein Herr, machen können, was ihnen gefällig ist.

Und sie verzeihen nicht der Madame Dorgeville die Vergehungen des Fräuleins Duperrier?

Wir verzeihen der Madame Dorgeville die Zügellosigkeit Cecilias; da aber die, welche einen von beiden Namen führt, sich zu sehr gegen ihre Familie vergangen hat, um sich ihren Eltern wieder zu zeigen, nehme sie auch, wer da wolle, so wird sie weder unter dem einen noch unter dem andern Namen von ihnen angenommen werden.

Merken sie sich, mein Herr Duperrier, daß sie in diesem Augenblick mich höhnen, und daß ihr Betragen an der Seite des meinigen lächerlich ist.

Weil ich dies fühle, mein Herr Dorgeville, so halte ich es fürs Beste, daß wir uns trennen. Sein sie so lange sie wollen, der Gatte einer Buhlerin: wir haben kein Recht, sie davon abzuhalten; aber bilden sie sich nicht ein, daß sie berechtigt sind, uns zu zwingen, dieses Geschöpf wieder in unser Haus zu nehmen, da sie es mit Trauer und Kummer erfüllt, da sie es mit Schande besudelt hat.

Wüthend sprang Dorgeville auf und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Ich würde den Barbaren zu Boden geschmettert haben, sagte er Saint-Surin, der ihm sein Pferd brachte, wenn die Menschlichkeit mich nicht zurückgehalten hätte, und ich nicht morgen seine Tochter heirathen wollte.

Sie heirathen? fragte Saint-Surin voll Verwunderung.

Ja, morgen will ich ihr ihre Ehre wiedergeben, morgen will ich die Unglückliche trösten!

O mein Herr, welche edle Handlung! Sie machen die Grausamkeit dieser Leute zu Schanden; sie geben dem unglücklichsten, aber tugendhaftesten Mädchen das Leben wieder; sie bedecken sich in den Augen der ganzen Provinz mit unsterblichen Ruhm. Und Dorgeville ritt im Galopp davon.

Nach seiner Zuhausekunft erzählte er Cecilia umständlich seine abscheuliche Aufnahme, und versicherte sie, daß, wäre sie nicht, Duperrier gewiß sein unbescheidnes Betragen hätte bereuen sollen. Cecilia dankte ihm für seine Vorsichtigkeit; als aber Dorgeville ihr anzeigte, daß er troß allem sie morgen zu heirathen entschlossen sei, ergriff eine unwillkürliche Verwirrung

das Mädchen. Sie wollte reden; die Worte erstarben auf ihren Lippen. Sie wollte ihre Verlegenheit verbergen; und vermehrte sie nur.

Ich? rief sie unbeschreiblich verwirrt; ich ihre Gattin werden? Ach! welch ein Opfer bringen sie einem armen Mädchen, das ihrer Güte so unwürdig ist!

Sie sind derselben würdig, mein Fräulein, erwiederte Dorgeville lebhaft. Ein sowohl durch die Art, womit sie behandelt worden sind, als noch mehr durch ihre Gewissensbisse zu grausam bestrafter Fehltritt, ein Fehltritt, der keine Folgen haben kann, weil der, der sie dazu gebracht hat, nicht mehr ist, ein Fehltritt endlich, der nur dazu dient, ihren Geist zu reifen, und ihnen jene unangenehme Erfahrung des Lebens zu geben, die man immer nur auf seine Kosten erlangt; ein solcher Fehltritt, sage ich, setzt sie keineswegs in meinen Augen herunter. Halten sie mich für fähig, ihn gut zu machen, so biete ich mich

ihnen an. Meine Hand, mein Haus, mein Vermögen, alles, was ich besitze, steht zu ihren Diensten. Reden sie.

O mein Herr! rief Cecilia, verzeihen sie, wenn meine Verwirrung mich daran verhindert. Durfte ich nach dem Betragen meiner Eltern solche Güte von ihnen erwarten? Wie können sie verlangen, daß ich mich fähig glauben könne, dieselbe zu benutzen?

Weit entfernt von der ungerechten Strenge ihrer Eltern, erwiederte Dorgeville, beurtheile ich Leichtsinn nicht, als Verbrechen, und das Versehen, was ihnen Thränen kostet, vertilge ich, indem ich ihnen meine Hand gebe.

Cecilia fiel ihrem Wohlthäter zu Füßen. Den Gefühlen, womit ihre Seele erfüllt war, schienen Ausdrücke zu fehlen. Sie wußte unter die Empfindungen der Dankbarkeit so geschickt Liebe zu mischen, und fesselte den Mann, an dessen Unterwürfigkeit sie Interesse fand, so sicher, daß, ehe

acht Tage vergingen, die Hochzeit vollzogen, und sie Madame Dorgeville wurde.

Indessen verließ die Neuvermählte noch nicht ihren Wohnsitz. Sie gab ihrem Manne zu verstehen, daß, da sie mit ihrer Familie noch nicht wieder ausgesöhnt sey, der Anstand sie nöthige, nur sehr wenig Menschen zu sehen. Ihre Gesundheitsumstände dienten ihr zum Vorwand, und Dorgeville beschränkte sich auf das Innere seines Hauses, und auf einige seiner Nachbaren.

Unterdessen wendete die verschlagene Cecilia alles an, ihren Mann zu bewegen, Poitu zu verlassen. Sie stellte ihm vor, daß bei dem Zustande der Dinge ihr Leben ihnen nie einen reinen Genuß gewähren und daß es weit schicklicher für sie sein würde, wenn sie sich in einer Provinz etablirten, die von derjenigen, wo sie, die Gattin Dorgevilles, von allen Seiten so viele Unannehmlichkeiten und Beleidigungen erfahren habe, weit entfernt sei.

Diesen Vorschlag billigte Dorgeville. Er schrieb selbst an einen Freund, der bei Amiens wohnte, er möchte ihm in dortiger Gegend ein Landgut aufsuchen, wo er seine Tage mit einem liebenswürdigen jungen Frauenzimmer hinbringen könne, welche er geheirathet habe, und die, mit ihren Eltern über den Fuß gespannt, in Poitou nichts als Verdruß hätte, der sie zwänge, sich von hier zu entfernen.

Auf diesen Verhandlungen sah man einer Antwort entgegen, als Saint-Surin auf dem Schlosse anlangte. Ehe er es wagte, sich seiner alten Gebieterin zu zeigen, bat er Dorgeville um die Erlaubniß, ihn begrüßen zu dürfen. Man nahm ihn mit Vergnügen auf.

Saint-Surin erzählte, daß die Wärme, mit welcher er sich für Cecilia interessirt habe, ihn um seine Stelle gebracht hätte, daß er komme, sie um ihre fernere Gewogenheit zu bitten, und von ihr Abschied

zu nehmen, ehe er sein Glück an andern Orten versuche.

Ihr sollt nicht von uns, Saint-Surin, sagte Dorgeville von Mitleiden bewegt, indem er an diesem Menschen eine Eroberung zu machen glaubte, die um desto angenehmer war, weil sie seiner Frau gewiß gefallen mußte.

Sogleich benutzte er diesen Vorfall zu einer angenehmen Ueberraschung für seine Gattin. Er ging mit Saint-Surin zu ihr hinein, und stellte ihr denselben als den ersten Bedienten in seinem Hause vor. — Madame Dorgeville wurde bis zu Thränen gerührt, umarmte ihren Mann, dankte ihm wiederholt für diese besondere Aufmerksamkeit, und bezeugte in seiner Gegenwart dem Bedienten, wie sehr sie die Anhänglichkeit, die er ihr immer bewiesen hatte, fühlte.

Einen Augenblick lenkte sich die Unterhaltung auf Herrn und Madame Duper-

rier. Saint-Surin schilderte sie beide von eben der Härte des Gefühls, wie Dorgeville sie gefunden hatte, und man beschäftigte sich nun nur mit den Zurüstungen zu einer schnellen Abreise.

Unterdessen war von Amiens Nachricht gekommen, man hatte einen passenden Landsitz aufgefunden, und die beiden Eheleute waren im Begrif, ihre neue Wohnung in Besitz zu nehmen, als die unerwartetste, grausamste Begebenheit Dorgeville die Augen öffnete, seine Ruhe zu Grunde richtete, und endlich das schändliche Geschöpf entlarvte, welches ihn seit sechs Monaten mißbrauchte.

Alles war ruhig und vergnügt im Schlosse. Nach dem Mittagsessen unterhielt sich Dorgeville mit seiner Frau, da sie ganz allein waren, in jenem süßen Frieden des Glücks, von ihm ohne Furcht und Gewissensbisse geschmeckt, aber von seiner Frau gewiß nicht so rein empfunden. Für das Laster giebt es kein Glück. Ein We-

sen, das so verdorben ist, seiner Spur zu folgen, kann wohl die Ruhe einer schönen Seele heucheln, aber es genießt sie selten.

Plötzlich ließ ein furchtbares Getöse sich hören. Die Thüren wurden krachend geöffnet, und Saint-Surin erschien in Ketten mitten unter einem Haufen von Leuten von der Marechaussee. Begleitet von vier Männern warf sich der Anführer derselben auf Cecilia. Sie wollte fliehen, er ergriff sie aber, und bereitete sich, sie ohne Rücksicht weder auf ihr Schreien, noch auf Dorgevilles Vorstellungen, fortzuschleppen.

Herr, rief Dorgeville tiefbewegt, beim Himmel, hören sie mich! Was hat ihnen diese Frau gethan, und wohin wollen sie mit ihr? Wissen sie nicht, daß sie mir gehört, und daß sie in meinem Hause sind?

Mein Herr, erwiederte der Gefreite ein wenig ruhiger, da er sich im Besitz seiner Beute sah, einem so braven Mann, als sie sind, kann wahrhaftig kein größe-

res Unglück begegnen, als ein solches Geschöpf geheirathet zu haben. Aber der Titel, den sie mit eben so viel Schändlichkeit als Schamlosigkeit an sich gerissen hat, kann sie nicht vor dem Schicksal, das ihrer wartet, sichern. Sie fragen mich, wohin ich sie führe? Nach Poitiers, wo sie nach dem in Paris über sie ausgesprochenen Urtheil, dem sie bis jezt durch ihre Ränke ausgewichen ist, mit ihrem unwürdigen Geliebten, den sie hier sehen (auf Saint-Surin zeigend), morgen lebendig verbrannt werden wird.

Bei diesen furchtbaren Worten verließen Dorgeville seine Kräfte. Bewußtlos stürzte er nieder. Man kam ihm zu Hülfe, und selbst der Gefreite, seiner Gefangenen sicher, unterstützte die Hülfe, die der Zustand des unglücklichen Gatten erfoderte.

Endlich erhielt Dorgeville sein Bewußtsein wieder. — Cecilia saß auf einem

Stuhl

Stuhl in dem Saal, wo sie vor einer Stunde noch als Gebieterin geherrscht hatte, nun als Verbrecherin bewacht. In eben derselben Stellung befand sich etwa drei Schritte von ihr Saint-Surin eben so sehr im Gewahrsam, aber viel unruhiger, als Cecilia, auf deren Stirn man durchaus keine Veränderung erblickte. Nichts störte die Ruhe dieser Elenden; ihre zum Verbrechen geschaffene Seele sah die Strafe desselben ohne Entsetzen.

Danken sie Gott, mein Herr, sagte sie zu Dorgeville. Dieses Abentheuer rettet ihnen das Leben. Den Tag nach unserer Ankunft in der neuen Wohnung, wo sie sich zu etabliren hofften, wurde diese Dosis (ein Giftpulver aus ihrer Tasche ziehend und wegwerfend) unter ihre Speisen gemengt, und sie starben sechs Stunden darauf. (sich an den Gefreiten wendend) Ihr seht, mein Freund, daß ich mich zu beherrschen weiß; eine Stunde mehr oder weniger kann nichts ausmachen. Ich bitte euch

darum, damit ich Dorgeville wunderbare Dinge, die ihn interessiren, mittheilen könne. Ja, mein Herr Gemahl, fuhr sie zu ihrem Manne fort: sie sind bei allem diesen noch weit mehr preisgegeben, als sie es glauben. Wirken sie es aus, daß ich mich noch eine Stunde mit ihnen unterhalten darf, und sie sollen Dinge hören, die sie in Erstaunen setzen. Möchten sie dieselben bis zu Ende mit Ruhe hören, und ohne daß der Abscheu, den sie gegen mich fühlen müssen, verdoppelt wird. Wenigstens werden sie sehen, daß, wenn ich das unglücklichste und lasterhafteste aller Weiber bin, dieses Ungeheuer (auf Saint-Surin zeigend) der größte Bösewicht unter den Männern ist.

Es war noch hoch am Tage, und der Gefreite bewilligte die Erzählung, welche seine Gefangene ankündigte. Vielleicht war er selbst neugierig sie zu hören, obgleich er ihre Verbrechen kannte, und wußte, in welcher Verbindung sie mit Dorgeville standen. Nur zwei von den Reutern

blieben nebst ihrem Anführer und den beiden Schuldigen in dem Saal; die übrigen zogen sich zurück, die Thüren wurden verschlossen, und Cecilia Duperrier begann ihren Bericht folgendermaßen:

Sie sehen in mir, Dorgeville, ein Wesen, welches der Himmel sowohl zur Geissel ihres Lebens, als auch zur Schande ihrer Familie geschaffen hat. In Amerika wußten sie schon, daß ihnen einige Jahre nach ihrer Abreise aus Frankreich eine Schwester geboren worden war. Lange darauf erfuhren sie eben dort, daß diese Schwester, um der Liebe eines Menschen, den sie anbetete, besser genießen zu können, ihre Hände nach dem Leben derjenigen, denen sie das ihrige verdankte, ausstreckte, und sich dann mit ihrem Geliebten durch die Flucht rettete. Wohlan, Dorgeville! erkennen sie diese verbrecherische Schwester in ihrem unglücklichen Weibe, und ihren Liebhaber in Saint-Surin! — Sehen sie, ob Verbrechen mir schwer werden, und ob ich sie zu verdoppeln weiß, wenn es

sein muß! Hören sie nun, wie ich sie hintergangen habe, Dorgeville — beruhigen sie sich, sagte sie, als sie sah, daß ihr armer Bruder vor Entsetzen zurückfuhr, und zum zweiten mal seine Sinne zu verlieren im Begrif war; fassen sie sich, mein Bruder. Ich sollte billig zittern, und sie sehen, daß ich ganz gleichgültig bin. Vielleicht wurde ich nicht zum Laster geboren; vielleicht wäre es ohne Saint-Surins Rathschläge nie in meinem Herzen erwacht. Ihm allein haben sie den Tod unserer Eltern zuzuschreiben; er rieth mir dazu, gab mir alles an die Hand, was zur Ausführung desselben gehörte; von seiner Hand erhielt ich auch das Gift, das ihr Leben enden sollte.

Als wir unsern ersten Plan ausgeführt hatten, hatte man uns in Verdacht; wir mußten reisen ohne die Summen, die wir uns zuzueignen dachten. Bald verwandelte sich der Verdacht in Beweis; unser Prozeß wurde eingeleitet und das furchtbare Urtheil über uns ausgesprochen, wel-

chem wir jezt entgegengehen. Wir flohen, aber leider nicht weit genug. Wir sprengten das Gerücht aus, daß wir nach England entwischt wären, und man glaubte es. Thöricht genug bildeten wir uns ein, daß wir uns nicht weiter zu entfernen brauchten. Saint-Surin vermiethete sich als Bedienter bei Herrn Duperrier; bald verschaften ihm seine Talente diese Stelle. In einem an das Landgut dieses braven Mannes gränzenden Dorfe verbarg er mich, besuchte mich dort heimlich, und in dieser ganzen Zwischenzeit zeigte ich mich niemand, als der Frau, bei welcher ich wohnte.

Diese Lebensart machte mir Langeweile; zu einem so obskuren Dasein fühlte ich mich nicht bestimmt. Zuweilen besitzen lasterhafte Seelen Ehrsucht. Fragen sie alle, die ohne Verdienste emporgekommen sind, und sie werden finden, daß dies selten ohne Verbrechen geschehen ist. Gern willigte Saint-Surin ein, als ich auf andere Abentheuer ausgehen wollte. Aber ich war

schwanger, und mußte mich vor allen meiner Bürde entledigen. Saint-Surin wollte mich zu meiner Entbindung nach einem von der Wohnung seiner Herrschaft entfernteren Dorfe zu einer Frau, der Freundin meiner Wirthin, schicken. Immer in der Absicht, die Sache mehr geheim zu halten, wurde beschlossen, daß ich allein dahin gehen sollte. Ich war auf dem Wege, als sie mich antrafen. Von den Wehen ergriffen, ehe ich bei jener Frau ankommen konnte, wurde ich allein am Fuße eines Baums entbunden. Als ich mich hier von aller Welt verlassen erblickte, mich, die ich im Ueberfluß geboren war, die ich bei einer regelmäßigeren Aufführung auf die besten Partien der Provinz hätte Anspruch machen können, packte mich Verzweiflung. Ich wollte die unglückliche Frucht meiner Zügellosigkeit morden, und dann — mich selbst. Da ritten sie vorüber, Dorgeville, und machten Miene, sich für mein Schicksal zu interessiren. Plötzlich erwachte die Hoffnung neuer Unthaten in meiner Brust. Ich beschloß, sie zu täuschen, um

die Theilnahme, die sie für mich zu hegen schienen, zu vermehren. Eben war Cecilia Duperrier aus dem väterlichen Hause entflohen, um sich der Strafe und der Schande eines mit einem Geliebten begangenen Vergehens, wodurch sie in eben den Zustand als ich gekommen war, zu entziehen. Alle diese Umstände waren mir vollkommen bekannt, und ich beschloß die Rolle jenes Mädchens zu spielen. Von zwei Dingen war ich überzeugt, nämlich daß Cecilia nie wieder erscheinen würde, und daß ihre Eltern, und hätte sie sich ihnen zu Füßen geworfen, ihr nie ihr Betragen verzeihen würden. Diese beiden Punkte waren mir hinreichend, meine Geschichte aufzustellen. Sie selbst bestellten den Brief, worin ich Saint-Surin instruirte, und ihm sowohl das wunderbare Zusammentreffen mit einem Bruder, den ich nie gekannt haben würde, hätte er sich mir nicht genannt, als auch meine kühne Hoffnung mittheilte, ihn, ohne daß er es ahnden sollte, zum Bau unsers künftigen Glücks zu benutzen.

Saint-Surin antwortete mir durch sie, und von diesem Augenblick an schrieben wir uns stets wider ihr Wissen, und sahen uns auch zuweilen ins geheim. Sie erinnern sich ihres schlechten Erfolgs bei Duperriers. Ich widersetzte mich ihren Schritten nicht, wovon ich keinen Nachtheil besorgte, und die doch, indem sie dadurch Saint-Surin kennen lernten, sie für einen Liebhaber einnehmen konnten, den ich uns näher zu bringen, entschlossen war. Sie ließen mir Liebe blicken, opferten sich für mich: alles fügte sich meinem Plan, sie zu fesseln, und sie sahen, Dorgeville, wie ich ihm entsprach, haben erfahren, ob die Bande, die mich an sie knüpften, mich verhinderten, eine Ehe zu schließen, die alle meine Entwürfe so befestigte, mich aus Schande, Erniedrigung und Elend riß, und mich durch die Folgen meiner Verbrechen in eine von der unsrigen entfernte Provinz reich, und als die Gattin meines Bulers, versetzte. Doch der Himmel wollte das nicht. Das übrige wissen sie, sehen, wie ich für meine Vergehungen büßen muß,

werden eines Ungeheuers entledigt, welches sie verabscheuen müssen, einer Verbrecherin, die sie unaufhörlich hinterging, die, selbst in ihren Armen blutschänderischer Freuden genießend, sich demohngeachtet täglich den Begierden dieses Unthiers preisgab, sobald das Uebermaas ihres Mitleidens ihn uns nahe gebracht hatte.

Hassen sie mich, Dorgeville; ich verdiene es. Verabscheuen sie mich; ich fodere es; aber wenn sie morgen von ihrem Schlosse die Flammen erblicken, welche eine Unglückliche verzehren sollen, die sie so schändlich hinterging, die bald den Faden ihres Lebens zerrissen hätte, so rauben sie mir wenigstens nicht den tröstlichen Glauben, daß diesem gefühlvollen, noch für meine Leiden geöffneten Herzen, einige Thränen entwischen, daß sie sich vielleicht erinnern werden, daß ich, ehe ich die Geissel und Folter ihres Lebens wurde, als ihre leibliche Schwester keinen Augenblick die Rechte verlieren darf, welche meine Geburt mir auf ihr Mitleiden giebt. —

Das schändliche Geschöpf täuschte sich nicht. Sie hatte des unglücklichen Dorgevilles Herz gerührt; er vergoß während ihrer Erzählung Thränen.

Weinen sie nicht, Dorgeville, fuhr sie fort. Nein; ich thue Unrecht, daß ich sie um Thränen bitte; ich verdiene sie nicht. Aber weil sie so gütig sind, sie mir zu weihen, so will ich sie dadurch trocknen, daß ich sie jezt nur an meine Unthaten erinnere. Werfen sie ihre Augen auf die Elende, die jezt mit ihnen redet; erblicken sie in ihr den Verein der verabscheuungswürdigsten Verbrechen, und sie werden vor ihr zurückschaudern, statt sie zu beklagen.

Bei diesen Worten stand Virginia auf. — Auf dann! sagte sie zu dem Offizier; auf, und lassen sie uns der Provinz das Beispiel geben, welches sie von meinem Tode erwartet. Lerne mein schwaches Geschlecht bei Betrachtung desselben,

wohin die Vergessenheit der Pflicht und der Abfall von Gott führen!

Als sie die Stuffen, welche in den Hof führten, hinabstieg, verlangte sie ihren Sohn. Dorgeville, dessen edles, großmüthiges Herz dieses Kind mit der größten Sorgfalt erziehen ließ, glaubte ihr diesen Trost nicht abschlagen zu dürfen. Man brachte das arme Wesen. Sie nahm es, drückte es an ihren Busen, bedeckte es mit Küssen. Dann plötzlich die Gefühle der Zärtlichkeit erstickend, welche, ihr Herz erweichend, vielleicht alle Schrecken ihrer Lage zu tief in dasselbe dringen ließen, erwürgte sie das bedauernswürdige Kind mit ihren eigenen Händen.

Fort! rief sie, es hinwerfend. Es verlohnt sich nicht der Mühe, daß du lebst, um nur Schande und Elend kennen zu lernen. Auf der Erde bleibe keine Spur

meiner Unthaten, und werde du das lezte Opfer derselben!

Mit diesen Worten warf sich die Uebelthäterin in den Wagen des Gefreiten; Saint-Surin folgte ihr gefesselt zu Pferde, und am andern Tage, Abends um fünf Uhr, starben diese beiden Scheusale unter furchtbaren Qualen, welche ihnen der Zorn des Himmels und die Gerichte der Menschen aufbehalten hatten.

Nach der Genesung von einer schweren Krankheit schenkte Dorgeville sein Vermögen einigen Armenhäusern, verließ Poitou, und ging in das Kloster la Trappe, wo er nach zwei Jahren starb, ohne daß es ihm gelang, troz so schrecklicher Erfahrungen, weder die Gefühle der Wohlthätigkeit und des Mitleidens, aus denen seine schöne Seele gebildet war; noch die außerordentliche Liebe, wovon er bis zum lezten Seufzer zu der unglücklichen Frau,

dem Schandfleck seines Lebens und der einzigen Ursache seines Todes, erfüllt war, in seiner Brust zu ersticken.

O ihr! die ihr diese Blätter leset, möchte es euch diese Geschichte recht lebhaft machen, daß wir schuldig sind, heilige Pflichten zu ehren; denn nie entfernt man sich von denselben, ohne in sein Verderben zu eilen. Wenn man, zurückgehalten von den Gewissensbissen, die sich beim Zersprengen des ersten Zügels zu erkennen geben, Kraft hätte, auf diesem Punkte stehen zu bleiben, so würden die Rechte der Tugend nimmer gänzlich aufhören. Aber unsere Schwäche reißt uns mit sich fort, böse Rathschläge machen uns schlimmer, ansteckende Beispiele verkehren unsere Herzen, alle Gefahr scheint zu verschwinden, und die Decke vor unsern Augen zerreißt nicht eher, bis das Schwerdt der Gerechtigkeit endlich den Lauf der Unthaten hemmt. Dann wird der Stachel der Reue unerträglich; aber es ist

nicht mehr Zeit. Die Menschheit fodert ein rächendes Beispiel, und der, welcher ihr nur zu schaden verstand, muß über lang oder kurz durch sein Ende sie schrekken.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindau, Wilhelm Adolf,

Das Vermächtniß eines Einsamen

Leipzig 1805

P.o.germ. 862 ex

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114003-5